

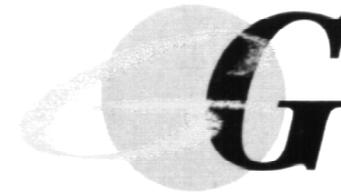
HERBERT WEHNER (1906-1990)
UND DIE DEUTSCHE
SOZIALDEMOKRATIE



REIHE
GESPRÄCHSKREIS
GESCHICHTE
HEFT 15

FRIEDRICH
EBERT 
STIFTUNG

HERBERT WEHNER (1906-1990) UND DIE DEUTSCHE SOZIALDEMOKRATIE



REIHE
GESPRÄCHSKREIS
GESCHICHTE
HEFT 15

ISSN 0941-6862
ISBN 3-86077-578-2

97 - 00950

**FRIEDRICH
EBERT** 
STIFTUNG

Gesprächskreis Geschichte

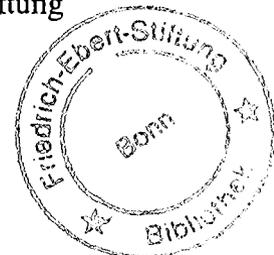
Heft 15

**Herbert Wehner (1906 – 1990)
und die deutsche Sozialdemokratie**

Referat und Podiumsdiskussion eines Kolloquiums des
Gesprächskreises Geschichte
der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn
am 23. September 1996

Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung
Historisches Forschungszentrum

A 97 - 00950



Inhalt

Dieter Dowe	
Vorbemerkungen des Herausgebers	5
Hartmut Soell	
Herbert Wehners Bruch mit dem Kommunismus	6
<i>Diskussion</i>	26
<i>Podiumsdiskussion</i>	
Kärner und Zuchtmeister. Herbert Wehners Rolle in Partei und Parlament (Heinrich August Leugers-Scherzberg - Susanne Miller - Rudolf Morsey - Moderation Bernd Faulenbach)	35

Herausgegeben von Dieter Dowe
Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung

Kostenloser Bezug beim Historischen Forschungszentrum
der Friedrich-Ebert-Stiftung
Godesberger Allee 149, 53175 Bonn
(Tel 0228 / 883-473)

1996 by Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn (-Bad Godesberg)
Umschlag: Pellens Kommunikationsdesign GmbH, Bonn
Herstellung: satz + druck gmbh, Düsseldorf
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 1996

ISSN 0941-6862
ISBN 3-86077-578-2

Vorbemerkungen des Herausgebers

Am 23. September 1996 fand im Gesprächskreis Geschichte der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn aus Anlaß des 90. Geburtstages von Herbert Wehner eine Veranstaltung statt, bei der in Gegenwart Greta Wehners über das Thema „Herbert Wehner (1906 - 1990) und die deutsche Sozialdemokratie“ diskutiert wurde. Namhafte Historiker debattierten in durchaus kontroverser Weise über Entwicklung und Wirken dieses sozialdemokratischen „Urgesteins“, dessen Persönlichkeit so schwer zu entschlüsseln ist. Es bedarf intensiver Zusammenarbeit von Zeitzeugen und Historikern, um ein treffendes Bild Herbert Wehners zu entwerfen. Von den fünfziger Jahren an hat Herbert Wehner bis in die achtziger Jahre hinein die politischen Auseinandersetzungen in Deutschland mitbestimmt, als stellvertretender Parteivorsitzender der SPD, als Minister für Gesamtdeutsche Fragen und lange als Vorsitzender der sozialdemokratischen Fraktion des Bundestages. Zusammen mit Willy Brandt und Helmut Schmidt bildete er die Führung der SPD über einen langen Zeitraum hinweg. Deren Politik hat er ebenso entscheidend mitgeprägt wie die Entwicklung in Deutschland nach dem Kriege. Sehr unterschiedliche Lebenserfahrungen und Temperamente prägten diese drei großen Sozialdemokraten, auch eine unterschiedliche Weltsicht und Arbeitsweise. Aber sie stellten sich bewußt in den Dienst ihrer Partei und setzten in Zeiten, die gewiß nicht leichter waren als heute, alles daran, die Demokratie in Deutschland auszubauen. Diesem Ziel ordneten sie unter, was sie voneinander unterschied, was sie trennte. Helmut Schmidt hat das in seinem Buch „Weggefährten“, das soeben erschienen ist, so beschrieben: „Wahr ist, wir haben 16 Jahre lang oft miteinander gerungen, wir waren keineswegs immer einträchtig, aber wir haben uns immer wieder auf gemeinsames Handeln verständigt.“ Gerade hierauf gründete ihr gemeinsamer Erfolg. Auf vielfachen Wunsch legen wir hiermit die Ergebnisse des Kolloquiums über Herbert Wehner in überarbeiteter Form einer breiteren Öffentlichkeit vor. Ich danke dem Referenten und den Diskussionsteilnehmern sowie Bernd Jeschonnek (Berlin) für die Bearbeitung des Tonbandmitschnitts.

Bonn, im Dezember 1996

Dr. Dieter Dowe
Leiter des
Historischen Forschungszentrums

Hartmut Soell

Herbert Wehners Bruch mit dem Kommunismus

„Glaubt einem Gebrannten!“ Der Mann, der dies den Delegierten des außerordentlichen SPD-Parteitag im November 1959 in Godesberg zurief, um sie von der Notwendigkeit der Erneuerung der Partei im Programm und Praxis zu überzeugen, setzte sehr bewußt seine schon zum Mythos geronnene Biographie ein.

Auf diese Weise Zustimmung zu erreichen, war gleichwohl nicht ohne Risiko. Jeder historische Mythos enthält neben Fragmenten aufzuhebender Vernunft Elemente nicht oder falsch verarbeiteter und deshalb ins Irrationale abgeglittener Vergangenheit. Er trägt die Gefahr in sich, Geschichte zu wiederholen. Und sei es nur von anderen und in Form jener Etiketten, die ihm häufig - in den eigenen Reihen meist verdeckt, von politischen Gegnern überwiegend offen - aufgebrannt wurden und teilweise immer noch werden. Der wechselvolle Lebenslauf Herbert Wehners bietet eine breite Palette von Anwürfen, auch wenn sie in aller Regel die gelebte Realität verzerren: Anarchist, Kommunist, Bolschewist, Stalinist, Sowjetspion, britischer Agent, Verräter, Denunziant - allesamt Begriffe, die im Nachkriegsdeutschland je nach politischer Himmelsrichtung mit dem „Ludergeruch“ der Revolution, der sozialen Deklassierung, gar der lumpenproletarischen Existenz und der politischen Kriminalität behaftet waren.

Waren die oft jähren Wendungen und Brüche in Wehners politischem Engagement in seiner Kindheit und der sozialen und politischen Lebenswelt angelegt, die ihn umgab? Mit aller Vorsicht läßt sich diese Frage in wesentlichen Punkten mit „ja“ beantworten. Es bedeutete schon etwas, als erstes Kind einer - nach seinem eigenen Zeugnis - „richtigen Arbeiterfamilie“ in einer bewegungs- und spannungsreichen Zeit geboren zu sein. Wenige Monate vor Wehners Geburt, im Dezember 1905, hatten über 80000 sächsische Sozialdemokraten in Dresden gegen das Klassenwahlrecht demonstriert. Seit den Maitagen 1849, in denen Gottfried Semper beim Barrikadenbau geholfen, Michael Bakunin diese zeitweise verteidigt und Richard Wagner in Flugblättern

für die demokratische Revolution geworben hatten, hatte es in Dresden keinen solchen Aufbruch der Massen mehr gegeben.

Die durch Arbeitsplatzwechsel und Arbeitslosigkeit des Vaters bedingte Heimatlosigkeit, das damit verbundene Gefühl der Nichtzugehörigkeit, des Fremd- und Verlassenseins, die Härte der Arbeit der Eltern und zu oft auch der Kinder selbst, der geringe Lohn, das "Aufwachsen unter Steinen", in den zu engen Wohnungen der Mietskasernen - all diese stummen Zwänge des proletarischen Milieus haben auch Wehners Kindheit mitgeprägt.

Dennoch waren Arbeiterkinder nach der Jahrhundertwende nicht nur Opfer beklagenswerter gesellschaftlicher Umstände. Gemessen an der Lebensweise früherer ländlicher und städtischer Unterschichten, auch früherer Generationen von Industriearbeitern, gab es eine größere Vielfalt von Lebens- und Erziehungsstilen, in denen die Herausforderung durch die schwierigen äußeren Umstände angenommen, auch den Kindern früh bewußt gemacht wurden und so zur Intensivierung der Beziehungen im Innenraum der Familie beitrugen.

Hinzu kam die Tatsache, daß die Kernfamilie, zu der Herbert Wehner gehörte, offenbar eine tiefe Kluft von der väterlichen Verwandtschaft trennte, die ihren mittelbürgerlichen Status im Gegensatz zu den Wehners offenbar halten können. So war die Kernfamilie weitgehend auf sich selbst verwiesen und für das Kind Herbert Wehner zur einzigen Heimstatt, gar zur festen Burg, geworden. Um so schlimmer war es für ihn, daß bei Kriegsbeginn 1914 diese ohnehin prekäre Sicherheit der Familie ins Wanken geriet. Über die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs wird oft vergessen, welche seelischen Ängste und materiellen Entbehrungen der Erste Weltkrieg über Millionen Familien, insbesondere über die Kinder, brachte.

Herbert Wehner hat in der während der Haft in Schweden 1942/43 verfaßten Schrift „Selbstbesinnung und Selbstkritik“, die August Hermann Leugers-Scherzberg 1994 herausgegeben hat, den Gegensatz zwischen dem Jubel der vom kollektiven nationalistischen Gemeinschaftserlebnis überwältigten Mehrheit des Volkes und der eigenen kindlichen Verlorenheit betont, als er - der knapp Achtjährige - den An-

fang August 1914 mit seinem Regiment ausrückenden Vater bis zum Bahnhof begleiten durfte: „Der Krieg kam über uns wie ein schreckliches Ungewitter, unbekannt in seinen Ausmaßen, unbekannt in seinen Folgen. Wir hatten nichts, woran wir uns halten konnten. Wir wußten nur, daß die bisher gültigen Regeln und Gewohnheiten unerbittlich beiseite geschoben wurden, und daß nichts uns davor retten könnte.“ (ebda., S. 164 f.)

Die angstvolle Erinnerung daran, daß der einzelne mit seiner Familie sich selbst überlassen wurde, daß das Regiment des Vaters schon in den ersten Wochen „aufgerieben“ wurde und die Mutter das dritte Kind, das sie erwartete, verlor, hat ihn tief geprägt.

Spuren dieser Trennungsängste und der Versuche, sie zu kompensieren, finden sich in zahlreichen Lebenssituationen Wehners wieder. Mimosenhafte Empfindlichkeit und Schroftheit im öffentlichen Auftreten sowie Sensibilität im privaten und Freundeskreis wurden zwei Verhaltensweisen, mit deren Hilfe Wehner diesen Ängsten zu begegnen mußte.

Da der vom Staat gezahlte Ausgleich für den Ausfall des Hauptverdieners nicht reichte und die Mutter zeitweise schwer krank wurde, mußten auch die Kinder bald zum Lebensunterhalt beitragen. Der ältere und kräftigere Herbert unterzog sich dieser Mühsal schon als Neunjähriger.

Wo viel Schatten ist, da gibt es auch etwas Licht: Neben der Fähigkeit, die soziale Lebenswelt mit wachernen Augen zu betrachten, vor allem der Stolz, der Mutter helfen zu können - helfen zu wollen, wurde fortan zur zweiten Natur - und von ihr früh ernstgenommen zu werden.

Kinderarbeit, Vaterlosigkeit und vielerlei Entbehrungen materieller wie seelischer Art als Kriegsfolgen haben, je länger der Krieg dauerte, den Protest der Jungen, selbst der ganz Jungen, zum grundsätzlichen Argwohn werden lassen. Diese Tendenz zum Mißtrauen gegenüber den Täuschungen und Selbsttäuschungen der älteren Generation, die im Extrem in scheinbar sich widersprechenden Formen auftrat - in der Verwerfung jeglicher Autorität ebenso wie in der Anbetung der abso-

luten Autorität des einen Führers - hatte auch den gerade der Kindheit entwachsenden Wehner erfaßt. Es war nicht nur jugendlicher Übermut, sondern erstes öffentliches Anzeichen dieses fundamentalen Protestes, wie der zwölfjährige Chorknabe der Kirchengemeinde Dresden-Striesen - dorthin war die Mutter mit den Kindern 1916 zurückgekehrt - zur Novemberrevolution beitrug: Am Samstag nach dem üblichen Probe-singen im Gemeindesaal nahm er das dort hängende Kaiser-Wilhelm-Bild von der Wand und drehte es um. Der „national“ empfindende Pastor machte in der Sonntagspredigt keinen Hehl daraus, wie schwer für ihn dieses Sakrileg wog.

Der durch den Krieg und die militärische Niederlage enorm verschärfte Autoritätsschwund der Älteren, der es zunächst den Jugendlichen leichter zu machen schien, war die eine Sache; das Gefühl des Zuspätgekommenseins war die andere.

„Ich bin Jahrgang 1906, und wenn ich zynisch sein wollte, könnte ich sagen, wir kamen immer einige Jahre zu spät. Wir gehörten zu den Nachvollziehenden.“ In dieser ein halbes Jahrhundert später vorgenommenen Selbstdeutung hieß es weiter: „Rosa Luxemburg war schon vier Jahre tot, als ich ... entdeckte, was sie geschrieben hat. Und so wurde man aufgrund von Dingen, die in meiner Heimat damals geschahen, fasziniert, obwohl daran nichts mehr war. Nicht weil sie tot war, sondern weil diese Dinge, soweit sie von konkreter Politik handelten, schon überlebt oder widerlegt waren.“

Zu den „Nachvollziehenden“ zu gehören, als Revolutionär nicht Urheber großer Bewegungen zu sein, das bedeutete einen Verlust an Unmittelbarkeit, an Authentizität, an politischem Sinn überhaupt, wie er größer kaum vorstellbar ist. In der großen Literatur des späten 18. und des 19. Jahrhunderts, von den Klassikern bis hin zu den Romantikern, von Schiller über Kleist bis hin zu Chateaubriand, von Stendhal über de Musset bis Heine galt das Zuspätkommen als Gipfel der Tragödie, als „le grand mal du siècle“. Trotz einer gehörigen Portion Selbststilisierung - Wehner kannte sich gut in der Literatur aus - ist das Lebensgefühl von politisch aktiven Teilen seiner Generation und seiner sozialen Klasse gut getroffen: politische Identitätssuche, die sich von der Realität ab- und dem Mythos der authentischen, Wahrheit, Gerechtig-

keit, Freiheit zugleich und unmittelbar verkörpernden Revolution zu wandte.

Der konkrete Anlaß, aus dem durch die Tradition des Elternhauses vorgegebenen politischen Engagement - er war zu Beginn des Jahre 1923 der Jugendorganisation der SPD beigetreten - wieder auszusteigen und sich mit Gleichgesinnten einer „freien“ Gruppe anarchosyndikalistischer Richtung anzuschließen, war der Einmarsch der Reichswehr in Sachsen im Herbst 1923, um die sozialdemokratisch-kommunistische Koalitionsregierung in Dresden abzusetzen. Im benachbarten Freiberg gab es über zwei Dutzend tote Demonstranten. Dies vor allem hat die Jugendlichen „aus dem Gleis geworfen“.

Der Weg, den Wehner und seinesgleichen beschritten, war so ungewöhnlich nicht. Es gab Abspaltungen und Neuformierungen von Gruppen zuhauf. Zumal in Dresden und Umgebung bestand eine bunte Vielfalt von Syndikalisten, Unionisten und Anarcho-Kommunisten, die nur in den wichtigsten „Antis“ (Antietatismus, Antizentralismus, Antiautoritarismus, Antikapitalismus und Antimilitarismus) übereinstimmten.

Wehner fühlte sich zuerst angezogen von Peter Kropotkins „gegenseitiger Hilfe“ und von Gustav Landauers „Revolution der Köpfe“, die auf die ethischen Elemente notwendiger Verhaltensänderungen abhob. In Martin Bubers „Erinnerung an einen Tod“ - zu Ehren des im Frühjahr 1919 bei der Niederschlagung des Münchner Räteaufstandes ermordeten Gustav Landauer beschrieben - fand er sich wieder: "An der wahren Front kämpft einer gegen seine Genossen und gegen sich selber, und erst von den Entscheidungen dieser Kämpfe aus wird er zu anderem ermächtigt. Das sind die Menschen, denen man sagt, sie hätten die Kampfkraft geschwächt. Das sind die Menschen, die die Kampf Wahrheit am Leben halten..."

In den immer zahlreicher werdenden eigenen Beiträgen des jungen Anarchisten Wehner dominierte die Sprache des Leidens und der Leidenschaft, der inneren Krisen und der radikalen Verzweiflung. Das „knechtelige“ deutsche Volk und seine „elende Geschichte, erfüllt von Untertanentreue und Militarismus“, besonders die „feige Sklavengesinnung“ der Arbeiter, der „Herdengeist der proletarischen Massen“ sowie

die Kritik an von „vertrockneten Gelehrten“ propagierten Marxismus, später auch an der Praxis Stalins, linke Revolutionäre und Anarchisten in der Sowjetunion zu verfolgen, waren die häufigsten Themen.

Bald reichte ihm die Gruppe als gegenseitige "Erziehungsgemeinschaft" nicht mehr aus. Er wollte mehr - die Aktion! "Revolutionäre Tat" hieß die Zeitschrift, die Wehner zusammen mit anderen Mitgliedern der Dresdener "Anarchistischen Tatgemeinschaft" seit Mai 1926 herausgab.

Aus dem Dilemma, zu warten, bis sich der von Landauer verkündete Sozialismus des Gewissens und der Umkehr durchgesetzt hatte, und dem Anspruch, revolutionärer Tatmensch im Hier und Heute zu sein, fand er auch nicht durch die Hinwendung zu den Bakuninschen Imperativen: die Revolutionäre aller Richtungen zusammenzuschließen, den bestehenden Staat zu zerschlagen, das Volk politisch und ökonomisch zu befreien.

Besonders scharf akzentuierte sich dieses Dilemma in der Zusammenarbeit Wehners mit dem Dichter und Anarchisten Erich Mühsam. Dieser, wegen seiner Beteiligung an der Münchner Räterepublik zu einer fünfzehnjährigen Zuchthausstrafe verurteilt und deshalb von Wehner anfangs als authentischer Revolutionär der Tat verehrt, hatte nach seiner Freilassung durch die Weihnachtsamnestie 1924, durch die auch Hitler freigekommen war, einen Großteil seiner alten Illusionen, insbesondere die einer möglichen Synthese der Ideen Bakunins und Lenins, behalten. Auch dieser Versuch zog Wehner an.

Die engere Zusammenarbeit zwischen Mühsam und Wehner dauerte ein knappes halbes Jahr - von Oktober 1926 bis März 1927. Dann brach Wehner abrupt die Beziehungen ab. Wenige Monate später war er Mitglied der KPD.

Wie kommt ein Mensch, der trotz seiner Jugend eben kein „leeres Blatt“ im Sinne Brechts mehr war, auf das „die Revolution ihre Anweisungen schreibt“, dazu, in relativ kurzer Zeit all das an scharfsinnigen Beobachtungen und Erkenntnissen - bis hin zur Kritik an der bürokratischen Diktatur Stalins und an der Verfolgung der anarchistischen Ge-

nossen in der Sowjetunion - hinter sich zu lassen, was ihm über Jahre hinweg in Fleisch und Blut übergegangen zu sein schien?

Jahrzehnte später erklärte er seine Konversion so: „Mich hat es danach gedrängt, etwas zu tun und nicht zu reden und nicht nur zu deklarieren.“

Der Entschluß, der KPD beizutreten, wurde ihm neben weiteren Gründen, auf die im einzelnen jetzt einzugehen die Zeit nicht erlaubt, durch eine Eigenschaft erleichtert, die ihm schon zur zweiten Natur geworden war. Jahrzehnte später noch gab er auf die Frage nach seinem besonderen Talent die kurze Antwort: „Helfen!“

Schon als Mitglied anarchistischer Gruppen hatte er mehrere Jahre in der Roten Hilfe mitgearbeitet und politische Gefangene, unter ihnen Max Hoelz, betreut. Als ihm Ende 1927 die Stelle als hauptamtlicher Sekretär der Roten Hilfe Ostsachsens angeboten wurde, fielen auch die letzten Vorbehalte gegenüber der auf den oberen Ebenen der Parteiorganisation und in ihrem politischen Kurs immer stärker fremdbestimmten KPD.

Mit der Hierarchie hatte er deshalb wenig Probleme, weil er schnell mehrere Stufen übersprang. Ein Jahr später stand er schon in der Leitung des KPD-Bezirks Ostsachsens an zweiter Stelle. Nach der Zusammenlegung der drei sächsischen Bezirke Ende 1929 nahm er die gleiche Position im ganzen sächsischen Bezirk ein. Der ultralinke Kurs, den Stalin den Kominternparteien seit der Jahreswende 1928/29 immer stärker aufnötigte, um den Kampf mit seinen innerparteilichen Rivalen von links und rechts und den damit verknüpften mörderischen innergesellschaftlichen Umbruch - die Beseitigung der „Kulaken“ und die forcierte Industrialisierung - nach außen abzuschirmen, wurde von Wehner voll akzeptiert, weil er seiner radikalisierten inneren Einstellung entsprach. Etwaige Bedenken, die ihm während der gewerkschaftlichen Arbeit - er war als zweiter Sekretär für die Revolutionäre Gewerkschaftsopposition verantwortlich - kamen, wurden so immer wieder überspielt.

Angesichts ihrer enormen Mitgliederfluktuation und ihrer durch fortgesetzte Flügel- und Cliquenkämpfe entstandenen Verluste an „Kadern“ hatte die KPD unverbrauchte junge Leute wie Wehner bitter nötig. Seine enorme Arbeitsleistung, seine agitatorischen und rhetorischen Fähigkeiten wie seine kräftige Statur verschafften ihm jenes dekorative Flair des Edelproletariers, der die Mühen der Arbeit ebenso zu verkörpern schien wie den Zug zum Höheren. Er genoß wachsendes Ansehen als „Führer“ insbesondere bei den durch die steigende Massenarbeitslosigkeit immer stärker radikalisierten Arbeitslosen. Die Reden im sächsischen Landtag, in den er im Sommer 1930 gewählt worden war, wurden von den Zuhörern mit ebenso großer Begeisterung aufgenommen wie seine Auftritte während des Ende 1930 von ihm mitorganisierten Streiks der Dresdener Taxifahrer.

Wenige Wochen nach dessen Scheitern wurde er durch den Beschluß des Zentralkomitees in Berlin „zur Disposition“ gestellt. Vergeblich wehrte er sich dagegen, die heimatliche Basis zu verlieren - ein Grund mehr für die Entscheidung der Berliner Zentrale, denn wurzellose „Kader“ schienen auf Dauer brauchbarer zu sein. Seine Tätigkeit als Instrukteur der Zentrale, der in Bezirken und Unterbezirken nach dem Rechten zu sehen hatte, erwies sich später als Vorteil. Von der Machtergreifung des NS-Regimes in den Untergrund getrieben, konnte er durch seine Kenntnisse der örtlichen Gegebenheiten dazu beitragen, die durch die Verhaftung von Zehntausenden von Funktionären und aktiven Mitgliedern weitgehend zerschlagene Organisation der KPD durch ein Netz von illegalen Zellen in einem sehr begrenzten Umfang zu ersetzen. Eine Schlüsselstellung war ihm auch dadurch zugefallen, daß er, der im Mai 1932 von Ernst Thälmann zu einem der technischen Sekretäre des Politbüros bestellt worden war, sich ab November 1933, als alle Mitglieder dieses obersten Führungsgremiums entweder verhaftet oder außer Landes gegangen waren, nun allein auf weiter Flur sah.

Diese Führung hatte in den Augen Wehners und Tausender Gleichgesinnter zunächst jeden Kredit verloren. Nicht nur, weil die Illegalen sich im Stich gelassen fühlten, sondern weil die Emigrationsleitung nicht bereit war, die Niederlage, die die Partei 1933 erlitten hatte, als solche anzuerkennen. Nach wie vor wurde der Kampf gegen die

„sozialfaschistische“ SPD fortgeführt und Parolen vom „revolutionären Aufschwung“ und vom „deutschen Oktober“ oder „nach Hitler kommen wir“ verkündet, die für die illegale Arbeit völlig ungeeignet waren.

Wehner hatte wie wenige Kommunisten das Ausmaß der Katastrophe begriffen und machte sich über den enormen Beitrag der eigenen Partei, insbesondere ihrer Führung, zu den Ursachen dieser Katastrophe wenig Illusionen. Er geriet deshalb in eine schwere, etliche Monate andauernde Vertrauenskrise. Den Maßnahmen des geheimen KPD-Apparats, insbesondere bei der Beschaffung von illegalen Wohnungen und Reisedokumenten, mißtraute er, weil er ahnte, mit welchem Uriasbriefe jene versehen wurden, die der Parole vom bloßen „strategischen Rückzug“ nicht folgen wollten. Was ihn letztlich davon abhielt, der Partei den Rücken zu kehren, war die Lage in Deutschland selbst. Vom Widerstand gegen die braune Mörderbande, gegen den Inbegriff dessen, was Rosa Luxemburg als „Abstieg in die Barbarei“ prophezeit hatte, abzulassen, hätte bedeutet, sich politisch selbst aufzugeben.

Neue Hoffnung schöpfte er, als Teile der KPD-Führung anfangen, sich nach dem Muster der französischen KP auf das Experiment der Volksfront einzulassen. Auch dafür hatte die Neuorientierung der Westpolitik Stalins, der auf die Bedrohung durch Hitler erst zu reagieren begann, nachdem er nicht mit diesem ins Geschäft gekommen war, den Weg frei machen müssen. Wehner selbst hatte den Auftrag erhalten, die erste Phase dieses Experiments, den Abstimmungskampf an der Saar im Sommer und Herbst 1934, zu leiten. Auch wenn dadurch das Ergebnis der Abstimmung, bei der die Saarländer ihren lange gedemütigten nationalen Gefühlen freien Lauf ließen und mit über neunzig Prozent der Parole „Heim ins Reich“ folgten, faktisch kaum beeinflusst wurde, konnte Wehner später die dabei gemachten Erfahrungen und Verbindungen zu sozialdemokratischen Emigranten nutzen.

Nachdem er auf der in Kunzewo bei Moskau im Oktober 1935 stattfindenden Parteikonferenz (der sog. „Brüsseler Konferenz“) als Vertreter der jungen illegalen „Kader“ in die engere Führung gewählt und ihm als Operationsfeld Westeuropa zugewiesen worden war, bemühte er sich im folgenden Jahr intensiv in Paris um das Zustandekommen einer Volksfront innerhalb der deutschen Emigranten. Im Dezember

1936 kam zwar ein gemeinsamer Aufruf zustande, der neben bekannten Namen wie Rudolf Breitscheid, Willy Brandt und Heinrich Mann auch die Unterschriften führender KPD-Funktionäre wie Wilhelm Pieck, Walter Ulbricht und Kurt Funk (d.i. Herbert Wehner) enthielt. Aber das Mißtrauen der nichtkommunistischen Partner - von dem des Prager Exilvorstandes der SPD, der sich an der Volksfront nicht beteiligt hatte, gar nicht zu reden - angesichts der sehr unterschiedlichen kommunistischen Interpretationen der alten und neuen Politik erhielt immer wieder neue Nahrung. Es reichte eben nicht aus, wenn einzelnen Vertretern der KPD wie Willi Münzenberg und Herbert Wehner Aufrichtigkeit und Bereitschaft zur Verständigung mit anderen Kräften zugebilligt wurden.

Die durch die Schauprozesse seit August 1936 auch in Westeuropa sichtbare Praxis der von Stalin inszenierten Hexenjagd gegen vermeintliche Gegner tat ein übriges, die Bemühungen um eine deutsche Volksfront versanden zu lassen.

Wehner, der sich mit Ulbricht wegen der gegenüber den anderen Kräften des Volksfrontausschusses zu betreibenden Politik zerstritten hatte, wurde nicht zuletzt deshalb Ende 1936 nach Moskau zitiert und einem mehrjährigen Untersuchungsverfahren der Komintern unterworfen. Über die Art und Weise, wie er dort den Kopf aus der Schlinge zog, ist inzwischen einiges bekannt.

Die Gauck-Behörde verfügt über Kopien von Materialien aus dem Archiv des KGB. Das Ministerium für Staatssicherheit der DDR hatte in den sechziger Jahren diese Materialien erhalten, um operative Maßnahmen gegen Wehner vorzubereiten. Darunter befinden sich zwei Berichte Wehners für die NKWD, die Vorläuferin des KGB, die ihn zweimal in der Lubjanka verhörte. Der Bericht vom Februar 1937 ist eine Situationsanalyse über linke Gruppen (SAP, ISK, Brandlergruppe, Neu Beginnen) in der deutschen antifaschistischen Bewegung und den Einfluß der „trozkistischen Wühlarbeit“ in diesen Gruppen. Der Bericht ist weitgehend identisch mit einem im gleichen Jahr in der Komintern-Zeitschrift „Kommunistische Internationale“ erschienen Artikel Wehners. Während bei der Analyse dieser Gruppen Namen von Personen genannt wurden, die sich zumeist in Westeuropa, Skandinavien

oder USA aufhielten, fehlen Namensangaben beim Abschnitt „Trotzkistische Einflüsse in unserer Partei“.

Unter den damaligen Bedingungen einer sich immer mehr steigernden Verfolgungshysterie gegen die "Trotzkisten" als die, in Stalins Augen, Erzbösewichter ist es vorstellbar, daß die NKWD diese Zurückhaltung Wehners als zu wenig kooperativ eingeschätzt und ihn auch aus diesem Grunde im Dezember 1937 ein zweites Mal als Zeugen vernommen hat. Im übrigen war der Unterschied zwischen Zeugen und Angeklagtem minimal, meist nur eine Frage des Zeitpunktes und des Zufalls.

In diesem zweiten, im Zuge der Vernehmung nach Mitternacht bei hohem Fieber geschriebenen Bericht sind die Namen von rund drei Dutzend Personen enthalten, von denen sich die meisten außerhalb der Sowjetunion befanden oder schon verhaftet waren. Bei den Verhafteten galt die Regel: Wer sie nicht als „Schädlinge“, als „Volksfeinde“ bezeichnete, da die „Organe“ wie die NKWD ja nicht irren konnten, geriet selbst in den Verdacht, ein „Feind“ zu sein.

Übrig bleiben sechs Namen von Personen, von denen fünf nach dieser Vernehmung am 12./13. Dezember 1937 verhaftet wurden. Bei zweien dieser Fälle handelte es sich um enge Mitarbeiter Thälmanns (Flieg und Birkenhauer). Sie hatten Wehner u.a. mit dem lebensgefährlichen Vorwurf überzogen, er habe Thälmann schon vor dessen Verhaftung der Gestapo in die Hände zu spielen versucht. Wehner hatte mit Gegenbeschuldigungen reagiert. Bei einem weiteren der Genannten handelte es sich um das ehemalige Politbüromitglied Fritz Schulte, dem Wehner schon auf der sog. Brüsseler Konferenz vorgehalten hatte, er habe durch sein Fehlverhalten die Verhaftung Illegaler in Deutschland verursacht. Die weiteren Namen - es handelte sich um Frauen - tauchen möglicherweise deshalb auf, weil nach ihnen gefragt wurde.

Ob alte Fraktionskämpfe, ob Rache für den Tod vieler Freunde und Gefährten nach 1933, ob Revanche in persönlichen Auseinandersetzungen oder einfach der Umstand, daß er selbst einem Untersuchungsverfahren der Komintern ausgesetzt war, für die Angaben ausschlaggebend waren, ist heute schwer auszumachen. Wehner hat durch die

Art, in der er insbesondere die Fälle der beiden Mitarbeiter Thälmanns in den 1946 geschriebenen (1982 dann von Gerhard Jahn herausgegeben) „Notizen“ schilderte, deutlich gemacht, daß er Schuldgefühle hatte, weil er in jenes zum Inquisitionsritual gehörende Netz von Anklagen, Gegenanklagen, Denunziationen und Selbstbezeichnungen geraten und dadurch zum Mittäter geworden war. Er hat sich deshalb auch Jahrzehnte später im Nachhinein einen frühen Tod im Spanischen Bürgerkrieg gewünscht.

Für Historiker, die nicht den politics of memory von Medien oder Parteien verpflichtet sind, ist bei der Zurechnung konkreter Schuld selbst in den genannten Fällen Vorsicht geboten. Soweit bisher bekannt, tauchten in keiner Prozeßakte derjenigen, die später zu meist langjähriger Lagerhaft oder zum Tode verurteilt wurden, Wehners Hinweise auf.

Vieles am knapp vierjährigen Moskauer Zwangsaufenthalt bleibt weiter rätselhaft.

So verfaßte Wehner im Mai 1937 einen „streng vertraulichen“ Bericht an die KPD-Führung und die Komintern, der die negative Reaktion der deutschen Arbeiter auf die Moskauer Prozesse so drastisch schilderte - u.a. durch eine Gleichsetzung der Verherrlichung von Hitler und Stalin sowie des sog. Röhmputsches mit diesen Prozessen -, daß ihm daraus jederzeit der gefährliche Vorwurf des „Objektivismus“ hätte gemacht werden können.

Seine veröffentlichten Beiträge aus jener Zeit sind - wie die der anderen KPD-Emigranten auch - voller byzantinischer Lobhudelei gegenüber Stalin und den glorreichen Errungenschaften der Sowjetunion. Auch den Schrecken des Hitler-Stalin-Paktes versuchte er schnell zu verdrängen - nicht zuletzt deshalb, weil er sich der Illusion hingab, wie es in einer internen Analyse der KPD-Führung vom Dezember 1939 hieß, die durch den Pakt auch unter den „nationalsozialistischen Werktätigen begonnene Orientierung auf die Freundschaft mit der Sowjetunion“ eröffne große Möglichkeiten, sie in die „gemeinsame Kampffront mit den kommunistischen und sozialdemokratischen Arbeitern“ einzureihen.

Die Frage, weshalb Wehner trotz der kurz angedeuteten Gefahren überlebt hat, kann nur ansatzweise beantwortet werden - am wenigsten wohl wegen seiner Bereitschaft zur Denunziation. Viel eher gab den Ausschlag, daß er aufgrund seines Lebensalters nicht wie andere langgediente KPD-Spitzenfunktionäre Zeuge der Fehler Stalins in der Politik der Komintern geworden und deshalb nicht in dessen Visier geraten war. Hinzu kam, daß ihm Dimitroff, der Generalsekretär der Komintern, wegen seiner Kenntnisse der illegalen Verbindungen nach und in Deutschland für unentbehrlicher hielt als die meisten anderen führenden Mitglieder der Moskauer KPD-Emigration. Dimitroff soll auch im kleinen Kreis geäußert haben: „Der Wehner bleibt nicht bei uns, der denkt zuviel!“ In terroristischen Systemen selbständig zu denken, kann, wie Leo Löwenthal 1946 schrieb, „lebensgefährlich“ sein.

Trotz des Verdachts gaben Dimitroff und Pieck, der auch einer seiner Fürsprecher war, im Winter 1941 Wehners Drängen nach, sich wieder direkt in den illegalen Kampf in Deutschland einschalten zu können. Von Schweden aus, wohin er im Februar 1941 gelangte, sollte das Hineinschleusen „ins Land“ organisiert werden.

Das von Wehner mit großen Hoffnungen begleitete Unternehmen - gewissermaßen „deutscher Tito“ (vor Tito) zu werden - scheiterte nicht nur an den enormen praktischen Schwierigkeiten. Die meisten Verbindungen nach Deutschland waren von der Gestapo unterwandert, die in jener Phase des Krieges noch mit der konservativ gesinnten schwedischen Polizei zusammenarbeiten konnte. Nach Beginn des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion versuchten deren Vertreter in Stockholm mehrfach, von Wehner Adressen und Verbindungen Illegaler in Deutschland zu erfahren. Wehner weigerte sich, weil er nicht zuletzt auf Grund der Moskauer Erfahrungen davon ausgehen mußte, daß die sowjetische Seite solche Verbindungen rücksichtslos nutzen würde. Es ist bis heute ungeklärt, ob diese Weigerung zu seiner Entdeckung - er war illegal eingereist - und zu seiner Verhaftung im Februar 1942 beigetragen hat.

„Als Agent einer ausländischen Macht“ gegen Deutschland wurde er vom Stockholmer Oberlandesgericht zu einjähriger Zwangsarbeit verurteilt. Danach wurde er in ein Internierungslager eingewiesen, aus

dem er erst im Juli 1944 freikam. Die Tatsache, daß das schwedische Gericht sein Hauptargument, er habe in Deutschland eine breite Volksbewegung gegen die Hitlerregierung in Gang bringen wollen, nicht anerkannte, hat ihn lebenslang - wie sein späteres freundschaftliches Verhältnis zu Schweden zeigt - viel weniger geschmerzt als der Vorwurf, er habe durch seine Aussagen vor Gericht Illegale in Deutschland an die Gestapo ausgeliefert.

Dieser Vorwurf, der zunächst zu seinem Ausschluß aus der KPD im Juni 1942 führte und den noch Jahrzehnte später die SED-Führung - meist über links- und rechtsextreme westdeutsche Pressedienste und -dünste bis hin zur CSU-Landesleitung (so noch im Wahlkampf 1976 in einem „Rotbuch“ mit dem Titel: „Wer ist Herbert Wehner?“) - nutzte, um Wehners wachsenden Einfluß in der Bundesrepublik zu konterkarieren, war in keiner Weise gerechtfertigt. Ermittlungsakten des Volksgerichtshofs in Prozessen gegen kommunistische Illegale von 1943 zeigen, wie geschickt Wehner seine Verbindungen geschützt hatte. Überdies war der SED-Spitze durch eine Untersuchung, die Wilhelm Pieck im Winter 1945/46 veranlaßt hatte, sehr wohl bekannt, daß an diesem Vorwurf nichts dran war. Sonst hätte sie nicht im Januar 1946 Erich Honecker, der 1934/35 einer der Gehilfen Wehners im Saarkampf war, mit dem Auftrag, Wehner zu treffen, in die Westzonen geschickt.

Obwohl dieser Vorwurf schon vor beinahe zwei Jahrzehnten widerlegt wurde, geisterte er noch in den letzten Jahren durch westdeutsche Medien, die sich auf Aussagen von Markus Wolf beriefen, dessen Wissen und Können häufig überschätzt wurde.

Wehner durchlitt in den Jahren der Haft und danach bis zu seiner Rückkehr nach Deutschland im Herbst 1946 mehrere existentielle Krisen. Er war tief enttäuscht über die Vergeblichkeit der illegalen Arbeit, die schon in den verzweifeltsten Appellen und Warnungen vor dem Holocaust in seiner im Herbst 1942 nach Deutschland geschmuggelten Schrift „Die Wahrheit dem deutschen Volke!“ zum Ausdruck kam. Sie war an den moralischen Verwüstungen, die die NS-Diktatur angerichtet hatte, sehr viel mehr gescheitert als an deren Verfolgungspraxis. „Jeder Gedanke an das eigene Volk“, so hieß es in der Schrift „Selbst-

besinnung und Selbstkritik“, schmerze „wie ein Stich“. Oder auch: Es sei „unbestreitbar, daß dem Nazismus die Unterwerfung des ganzen Volkes gelungen“ sei.

Der schmerzhafteste Prozeß der Loslösung von der KPD und der von ihr gehegten Illusionen wurde durch die eben erwähnte seelische Fremdheit dem eigenen Volk gegenüber nicht eben erleichtert. Zusammen mit dem Zwang, sich mit dem Problem der Parteidiktatur und der von ihr verweigerten Menschenrechte auseinanderzusetzen, wie er es im Moskauer Käfig unmittelbar erlebt hatte, trieb ihn dies zeitweise in eine extreme Lebensbilanzkrise. Noch ein Jahr nach seiner Entlassung aus dem Lager erschien er seinem Dresdener Landsmann und späteren Bundestagskollegen Peter Blachstein, der ihn 1945 in Uppsala traf, „wie ein Mann im Niemandsland“.

Persönliche Zuwendung und private Geborgenheit fand er bei Charlotte Burmeister und deren beiden Kindern. Freunde aus der Haft hatten ihm die Adresse vermittelt. Sie war die Witwe eines von den Nazis ermordeten Hamburger Kommunisten und fühlte sich weiter der kommunistischen Sache verbunden. Im Gespräch mit ihr erprobte er seine tastenden Versuche der Neuorientierung. In einem an sie gerichteten Brief von Sommer 1944 - kurz vor seiner Entlassung - hieß es, er habe schon früher nicht zu denen gehört, für die immer alles „sonnenklar“ gewesen sei. Seit 1933 habe er sich mehr und mehr davon überzeugt, daß es notwendig sei, diese eigenen Gedanken zu entwickeln und zu verfechten. Die Zeit der Haft sah er so als eine für ihn „sehr harte, aber auch fruchtbare Zeit“.

Wenige Monate später, nachdem sie ihm den Rat gegeben hatte, sich an seine „Freunde“ zu wenden, begründete Wehner seine Ablehnung mit den Worten: „Sieh', Lotte, als ich noch jung war, wurde ich schon außergewöhnlich stark von den Gedanken gepackt, die Lenin entwickelt hat. Aber ich war nie ein Mitläufer oder Mitschreier oder so. Ich war immer sehr kritisch, ungeachtet dessen, daß es in meinem Herzen brennt (...). Für mich ist die sozialistische Sowjetunion ein ausschlaggebender Aktivposten im Kampf um den Fortschritt im Großen. Aber ich denke, daß nur eine wirkliche internationale sozialistische Arbeiterbewegung diesen Fortschritt im Großen herbeiführen kann. (...) Ich will

mit meinen Kräften dieser wirklichen Bewegung dienen (ob im Großen oder Kleinen ist nicht *das* Entscheidende). Das aber kann ich am besten, wenn ich mich selbst durchsetze, statt mich kiloweise verbrauchen zu lassen.“ (Beide Zitate verdanke ich dem Kollegen Leugers-Scherzberg.)

Dieses Ringen mit sich selbst war nicht völlig freiwillig. Seinem Hauptgegner Karl Mewis, der auch einer der Urheber der Legende vom Verrat gewesen war, war es gelungen, ihn vom Gros der KPD-Emigration wie von der Führung der schwedischen KP zu isolieren. Wehners Bericht an Pieck über das Verhalten von Mewis hatte die schwedische Polizei abgefangen. Erst zwei Jahrzehnte später wurde der SED-Führung bekannt, daß Mewis das getan hatte, was Wehner zu Unrecht zum Vorwurf gemacht wurde: durch seine umfänglichen Aussagen vor der schwedischen Polizei illegale in Deutschland in Gefahr gebracht zu haben. Prompt verlor Mewis seine Funktion als Kandidat des Politbüros und sein Amt als Chef der staatlichen Plankommission.

Zu Wehners Isolierung in Schweden hatte offenbar die Tatsache beigetragen, daß er bei dem einzigen Treffen mit Mewis im November 1944 ein politisches Programm entwickelte, das das Recht auf Persönlichkeit, auf Demokratie in der Partei und im Staat betonte. Nach Zeugnisaussagen soll er es so vorgetragen haben, daß jeder Anwesende von seinem Bruch mit dem Stalinismus überzeugt sein mußte.

Im Ringen um ein neues Wertesystem hatte er in dem 1943 in Schweden erschienenen Buch „Der Kampf um die Menschenrechte“ aus der Feder des deutschen Emigranten Willy Strzelewicz einen neuen Ankergrund gefunden. Strzelewicz war schon vor 1933 aus der KPD aus- und in die SPD eingetreten. In Stockholm hatte er den „Arbeitskreis demokratischer Deutscher“ gegründet und war neben Willy Brandt Redakteur der Exilzeitschrift "Sozialistische Tribüne".

Er hatte in seiner Arbeit betont, daß das Marx'sche Werteverständnis von Mensch, Staat und Gesellschaft zwar aus der Tradition der Menschenrechte stamme. Er kritisierte aber, daß in der kommunistischen Praxis die individuellen Freiheitsrechte nicht anerkannt, sondern der „eisernen Disziplin des kommunistischen Ordens“ untergeordnet

würden. Anstelle der alten Klassen seien im kommunistischen System neue soziale Gruppen und Schichten entstanden, die sich nicht weniger zur herrschenden Macht herausbildeten als frühere Schichten.

Wehner war von den Thesen des Buches so beeindruckt, daß er Strzelewicz, den er als jungen Studenten gekannt hatte, im Frühjahr 1946 um ein Gespräch bat. In diesem Treffen, das mehrere Stunden dauerte, sprach Wehner von den ihn bedrückenden Moskauer Erfahrungen und fand diese in Arthur Koestlers Büchern („Der Yogi und der Kommissar“ sowie „Sonnenfinsternis“) bestätigt. Aus der Unterredung gewann Strzelewicz den Eindruck, Wehner habe "sich innerlich von der KPD gelöst und aufgehört, ein Kommunist zu sein", wisse aber „noch nicht, wohin“ (zit. nach Freudenhammer/Vater, S.143).

Mehr Gewißheit über den künftigen Weg erhielt Wehner durch die Reden Kurt Schumachers wie durch die brieflich geführte Diskussion mit Günther Reimann, einem ehemaligen Redakteur der Roten Fahne, der in den USA lebte. Für ihn hatte Wehner im Frühsommer 1946 die berühmten „Notizen“ geschrieben. Peter Blachstein, der kurz danach die USA besuchte, hatte Reimann das Manuskript überbracht. Blachstein zeigte sich nach dessen Lektüre „verblüfft“, wie lange Wehner den Zynikern im kommunistischen Apparat guten Willen zugebilligt habe. Seiner Anfang September 1946 ausgesprochenen Warnung, daß ein gewisses Mißtrauen bestehen bleiben und nur durch gemeinsame Erfahrungen beseitigt werden würde, begegnete Wehner mit dem Eingeständnis, gegen Mißtrauen verschlage sein Versuch, seine Absichten selbstkritisch darzulegen, nicht. Die Partei habe er „schweren Herzens“ verlassen. Wörtlich hieß es da: „Denn immer noch dachte ich und denke ich an die vielen guten und ehrlichen Menschen, die ich innerhalb der KPD und ihres Einflußbereichs kennengelernt habe und tätig weiß. Aber ich bin gegangen, als ich sah, daß mit dem herannahenden Sieg der SU über Deutschland nur eine neue Periode einer furchtbaren reaktionären Entwicklung innerhalb der kommunistischen Bewegung beginnen würde. Und es gibt für mich kein Zurück oder Paktieren.“ (zit. nach M. Scholz, Herbert Wehner in Schweden 1941-46, München 1995, S. 135) Strzelewicz hatte nicht umsonst von einem "Orden" gesprochen. Keiner, der innerlich so "brannte" wie Wehner, kann leichten

Gewissens mit einem Glaubenssystem brechen, das solche Absolutheit beanspruchte.

Sechs Wochen später, am 25. Oktober 1946 - inzwischen durch die Vermittlung von Freunden von Schweden nach Hamburg gelangt und in die SPD eingetreten - hielt er ein erstes großes Referat vor der Sozialistischen Arbeitsgemeinschaft, dem Beratungsgremium des dortigen SPD-Vorstandes.

Die Zuhörer erlebten eine bis dahin in dieser Schärfe kaum gekannte Auseinandersetzung mit den „totalitären Tendenzen in der Arbeiterbewegung“, an denen diese schon in den Jahren 1918 bis 1933 gekrankt habe: Innerhalb der Arbeiterbewegung sei der Kampf unversöhnlicher geführt worden als der mit der Bourgeoisie. Er habe nicht einmal Halt vor der Auslieferung politischer Gegner an die Gestapo gemacht. Die Reduzierung des Sozialismus auf die Lehre von der Strategie und Taktik des Kampfes der Arbeiterklasse habe den Bruch mit der Kontinuität der freiheitlichen und humanitären Bestrebungen - zum Teil religiösen Ursprungs - der Vergangenheit und Gegenwart zur Folge gehabt. Wehner hielt es für falsch, nur von der Entstellung des eigentlich von Lenin Gedachten durch Stalin zu reden: „Stalin hat in vielen Punkten seinen eigenen Lenin geschrieben, aber was er über die Lehre des Sozialismus und die Rolle der Partei ursprünglich geschrieben hat, das hat seine Wurzeln in den Ideen von Lenin selbst.“ (Selbstbesinnung und Selbstkritik, S. 232)

Weiter hieß es da: In Rußland seien Kämpfe um Ideennuancen als Kämpfe gegen Klassenfeinde geführt worden und hätten zur Vernichtung von vielen Millionen Menschen geführt, einer Zahl, die wahrscheinlich der Summe der in Nazi-Deutschland Vernichteten nicht nachstehe (ebda., S. 234). Und schließlich war zu hören: „Derjenige, der nur die deutschen Erfahrungen hat, hat vom Totalitarismus nur 49 % erfahren. Wenn er 100% erfahren will, muß er die 51 % des russischen Totalitarismus auch noch kennenlernen“.

Mit solchen Thesen, die er zwei Wochen später bei einem Treffen junger Intellektueller bei einem englischen Offizier mit persönlichen Er-

fahrungen aus Moskau unterfütterte, besiegelte er den endgültigen Bruch mit der kommunistischen Vergangenheit.

Das wurde auch in der SED-Führung so empfunden, die bis dahin abgewartet hatte, wie Wehner sich entscheiden werde. Sie reagierte fortan mit den ihr geläufigen Mitteln: mit Attentatsversuchen und Verleumdungskampagnen, während östlicher Tauwetterperioden in den fünfziger und sechziger Jahren nur gelegentlich unterbrochen durch von Unsicherheit geprägte Kontaktversuche.

Im Westen wurde Wehners Entscheidung zwiespältiger aufgenommen. Kurt Schumacher begann, ihm - wohlgermerkt nach eingehender Überprüfung - sein Vertrauen zu schenken, und forderte ihn 1949 auf, für den Bundestag zu kandidieren. Dort hatte Wehner von Beginn an als Vorsitzender des Gesamtdeutschen Ausschusses eine vielfach angefochtene, aber dennoch für die besonders Bedrängten und Geschundenen jenseits der Zonengrenze hilfreiche Schlüsselstellung inne. Der Aufstand der Arbeiter am 17. Juni 1953 in über 200 Städten und Gemeinden der DDR und deren Ruf „Wir sind Arbeiter, keine Sklaven“ war für ihn nicht nur der Beweis, daß sich die Arbeiter sowohl ihrer „menschlichen Würde“ wie der „Würde ihrer Schicht“ bewußt waren, sondern erschien ihm auch als nachträgliche Bestätigung seiner Grundentscheidung, die politische Auseinandersetzung um ein Gemeinwesen der Freien und Gleichen auf dem Boden der Demokratie zu führen.

Sein wichtigster politischer Widersacher Konrad Adenauer wußte - im Gegensatz zu manchem seiner Parteifreunde - sehr wohl, daß Wehner, wollte er glaubwürdig bleiben, gar nicht anders konnte, als an dieser Entscheidung festzuhalten. Wehner hatte ihm 1952 überdies versichert, wo für ihn und die SPD die Grenze der Auseinandersetzung zwischen Regierung und Opposition lag: im direkten oder indirekten Bündnis mit der SED.

Gleichwohl ist Adenauer mehr als einmal der Versuchung erlegen, Wehners kommunistische Vergangenheit als Beweis für die Bereitschaft der SPD, sich der Moskauer Politik zu unterwerfen, ins Feld zu führen.

In den sprachlichen Formen, den verbalen Exzessen und den ätzenden Sarkasmen, in denen Wehner auf solche und andere Herausforderungen häufig reagierte, wurden die Tiefe der Brüche und die daraus entstandenen Verletzungen immer wieder sichtbar. In der Sache selbst, der Entscheidung für eine freiheitliche Ordnung, blieb er fest. Er hat damit der zweiten Demokratie in Deutschland, die auch in den Jahrzehnten, in denen er Einfluß hatte, noch längst nicht gefestigt war, dabei geholfen, ihren Weg zu gehen.

Diskussion des Vortrages von Hartmut Soell

Dieter Dowe:

Vielen Dank für Ihren Vortrag, Herr Soell, in dem Sie der Entwicklung des jungen Wehner, die so reich an jähen Brüchen bis hin zum Bruch mit dem Kommunismus gewesen ist, auf den Grund gegangen sind. Drei Themenkomplexe halte ich für die Diskussion für besonders geeignet:

Erstens den NKWD-Komplex, die Kontakte in Moskau, dem Zentrum des stalinistischen Terrors. Hat sich Wehner in dem Gestrüpp von Denunziationen, Sondergerichten und Erschießungskommandos verfangen und Parteigenossen so belastet, daß wir ihm deren Liquidierung anlasten müssen? Hat er in dieser Hinsicht mehr getan, als notwendig war, um seine Haut zu retten? Hätte er in seiner hohen Funktion in der Höhle des Stalinismus überhaupt überleben können, wenn er den Versuch angestellt hätte, sich aus allem herauszuhalten?

Der zweite Komplex betrifft den Bruch Wehners mit dem Kommunismus. Was war der auslösende Faktor? War der Bruch die Konsequenz einer Existenzkrise oder einer für Wehner verfahrenen Situation? Oder ergab er sich aus dem Abstand, den Wehner indessen zu Moskau gewonnen hatte, aus der Einsicht in die Inhumanität des stalinistischen Terrorsystems, aus den eigenen Verstrickungen, die Wehner zeit seines Lebens offensichtlich belasteten?

Und drittens wollen wir fragen, ob nicht die Lehren, die Herbert Wehner aus seinen Erfahrungen mit dem Kommunismus gezogen hat und die ihn zu einem so engagierten Verfechter der Demokratie in der Bundesrepublik gemacht haben, stärker als diese Vorbelastungen in den Vordergrund der Betrachtung gestellt werden müssen.

Reinhard Appel:

Der umfassende Vortrag hat mich viel Neues gelehrt. Über einiges bin ich sehr betroffen, was ich nicht verschweigen will. Den dritten Komplex, den ich Bewährungskomplex nennen will, halte ich für übergeordnet. Diesen Wehner habe ich kennengelernt; ihm habe ich über viele Jahre als Gesprächspartner gedient. Ich habe ihn als Menschen, als Politiker, als einen, der die Weichen stellte, kennengelernt. Und über diese Entwicklung habe ich mit ihm sehr viel diskutiert. Wir haben darüber gesprochen, was er im Hotel Lux erlebt hat, wie er Walter Ulbricht gegenübergetreten ist, warum er Erich Mühsam geschätzt hat. Auch über Ernst Thälmann hat er oft geredet. Solchen Gesprächen hat er sich nicht entzogen. Jedoch vermag ich nicht zu bewerten, ob er sich so verhielt, um seine Haut zu retten, oder ob er irgendwelchen Dingen erlag. Ich bin menschlich nicht in der Lage, es zu bewerten, will jedoch das Bild, das ich von Wehner habe, dadurch nicht verdunkeln lassen.

August Hermann Leugers-Scherzberg:

Im Frühjahr 1994 hat die Gauck-Behörde zwei Quellen lanciert, die den NKWD-Komplex betreffen. Sie müssen sehr genau analysiert werden. Das erste Dokument hat Wehner ursprünglich für das Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale geschrieben. Nachdem er im Februar in Moskau eingetroffen war, wurde er bereits in diesem Monat oder im Monat danach darüber verhört. Im Dezember 1937 fand dann ein Verhör statt, woraufhin er einen Auskunftsbbericht anfertigte. Er stellt, glaube ich, die brisanteste Angelegenheit dar. Aus ihm geht nicht hervor, wann das Verhör stattgefunden hat. In der Nacht danach kann er den Bericht nicht geschrieben haben, ebensowenig die Beilage, da er seinen Bericht, den er an die Kommunistische Internationale gerichtet hatte, erst einmal aus deren Büro holen mußte. Folglich muß der Auskunftsbbericht danach geschrieben worden sein. Wir müssen uns fragen, welchen Grund es dafür gegeben hat. Als Zeugen für Angaben, die Wehner macht, werden Ulbricht und dessen Abwehrchef Nuding angeführt. Aus diesen Angaben könnten wir den Schluß ziehen, daß Wehner auf das NKWD einwirken wollte, die beiden in die Verhöre einzubeziehen. Für zwei brisante Angaben führt er die beiden als Zeugen an. Für

alles andere nennt er keine Zeugen. Es ist äußerst schwierig, eine quellenkritische Analyse dieses Dokuments anzustellen und zu gesicherten Ergebnissen zu kommen. In der Nacht, in der Lubjanka, hat er den Auskunftsbericht jedoch nicht geschrieben.

Hartmut Soell:

Wehner war 1935 in Moskau in der Lage, über 500 Namen von Verhafteten, von ermordeten aktiven KPD-Mitgliedern und Funktionären aus dem Kopf zu nennen. Dieser Bericht wurde so ausgelegt, als ob Wehner alle, die er in ihm aufführte, ausliefern wollte. Dabei handelte es sich um Leute, die sich in Haft befanden, überwiegend von den Nazis ermordet worden waren und die Wilhelm Pieck 1935 - vor dem 7. Weltkongreß - benutzte, um auf die Opfer, die die KPD gebracht hatte, zu weisen. Später wurde der Bericht dann so interpretiert, als seien diese Leute von Wehner sozusagen denunziert worden. Folglich muß man auch mit dem Begriff Denunziation äußerst vorsichtig umgehen. Ich habe ihn in diesen wenigen Fällen benutzt, weil bestimmte Äußerungen in diesem Protokoll, in diesem Bericht, vom Dezember 1937 dafür sprechen. Da Wehner in seinen Notizen ein Stück Schuld eingesteht, möchte ich diesen Vorwurf nicht zur Seite schieben. Das gehört dazu. Was Wehner in den Notizen schreibt, erscheint mir jedoch immer weit plausibler als alle Interpretationen.

Susanne Miller:

Ich habe eine Frage an den Biographen. Hat Wehner zu Beginn der Schauprozesse und Massenverhaftungen nie daran gedacht, in den Westen zu gehen? Er konnte ja offenbar reisen. Er nahm an den Volksfrontverhandlungen in Paris teil. Scharfsinnig, wie er war, hat er sicher vorausgesehen, wohin das in Moskau führen würde. Dort saß er in der Falle. Hat er je daran gedacht, sich in den Westen abzusetzen?

Gerhard Beier:

In diese Faktenhuberei möchte ich nicht einsteigen. Vielleicht sollte jetzt dieser ganz außerordentlich politische Charakter, dieses einmalige politische Temperament, das nach 1945 den Parlamentarismus und die Demokratie in Deutschland mehr als viele andere, die in diesem Zusammenhang genannt werden, mitgeprägt hat, herausgestellt werden. Hierauf hätte meiner Ansicht nach mehr Gewicht gelegt werden müssen.

Da sich die Diskussion an diesen NKWD-Dokumenten festbeißt, will ich zuerst auf die Frage von Susanne Miller antworten. Wehner hatte 1936 den Befehl erhalten, von Paris nach Moskau zu kommen. Bevor er nach Moskau gefahren ist, hat er sich insgeheim, ohne Zustimmung der Partei, aber mit Wissen von Lotte Träuber, mit der er in Paris zusammenlebte, nach London begeben, um sich mit dem Flüchtlingskommissar des Völkerbundes zu unterhalten. Hierin sehe ich eine Rückversicherungsmaßnahme. Vermutlich wollte Wehner, bevor er nach Moskau fuhr, Leuten im Westen, denen er wie diesem Flüchtlingskommissar vertraute, zeigen, was passierte. Wir wissen nicht, was dieser Flüchtlingskommissar von diesem Gespräch festgehalten hat. Wir wissen ebensowenig, was hierüber in London notiert worden ist. Aber dieser Flug hat stattgefunden, und er ist ihm übelgenommen worden.

Ob dieses Protokoll vom Dezember 1937 in der Lubjanka oder nach der Rückkehr aus ihr, ob es in der Nacht danach oder zwei Tage später geschrieben worden ist, halte ich für irrelevant. Ich traue es Wehner zu, den Bericht sofort geschrieben zu haben. Er konnte sich hinsetzen und 20 Seiten hintereinander schreiben, auch wenn er übermüdet oder krank war. Dieses Dokument ist schwer zu beurteilen. Ich neige aber der Beurteilung von Hartmut Soell zu. Er mußte natürlich etwas aufschreiben. Er hätte sich nicht weigern können. Und er hat die Personen, die er in dem Dokument aufführt, eigentlich geschont, auch diejenigen, die sich in den Händen des NKWD befanden. Über Zenzl Mühsam hätte er ganz andere Geschichten schreiben können, hätte er sie anschwärzen wollen. Er hätte mit sehr intimen Kenntnissen aufwarten können, was er jedoch unterließ. Er wies selbstverständlich auf ihren Briefwechsel

mit dem Ausland hin. Der NKWD wußte sowieso, wer Briefe mit dem Ausland wechselte. Dafür brauchte er die Aussagen von Herbert Wehner nicht. Von denen, die er in diesem Text anführte, haben einige überlebt, zum Beispiel Günter Reimann. Er wundere sich, sagt er, daß Wehner ihn so geschont habe. Wehner hätte ihm eine Konspiration innerhalb der Partei ankreiden können; sie kommt aber in dem Bericht nicht vor. Reimann fühlte sich also in dem Bericht von Wehner geschont, auch wenn dieser seinen Namen nannte. Ich neige, wie gesagt, zu der Interpretation von Soell, was dieses Dokument anbelangt.

Aufs Ganze gesehen befand sich Wehner in Moskau in Verhältnissen, unter denen auch er sich die Finger schmutzig gemacht hat. Er hätte es wohl nie bestritten. Für sehr problematisch halte ich es zum Beispiel, wie er sich zum Parteiausschlußverfahren gegen Münzenberg stellte, was in dem NKWD-Bericht keine Rolle spielte. Sein Verhalten wurde durch die Umstände bedingt. Mir erscheint es nicht gerechtfertigt, Wehner daraus einen Strick zu drehen. Insofern stimme ich mit Hartmut Soell völlig überein.

Bernd Faulenbach:

Der Ablösungsprozeß von den kommunistischen Positionen war bei Herbert Wehner langwierig und schwierig. An diesem Tatbestand kommen wir nicht vorbei. Was band Wehner eigentlich so lange an die kommunistischen Positionen, was waren die Gründe seiner Distanz zur Sozialdemokratie? Er muß ein bestimmtes Bild von der Sozialdemokratie gehabt haben, das über den Hitler-Stalin-Pakt hinaus Bestand hatte, später aber aufgegeben wurde. Dabei muß sich auch sein Politikbegriff verändert haben. Vielleicht könnte noch einmal die Veränderung seines Politikbegriffs infolge der Erfahrungen, die er gemacht hat, erklärt werden.

Peter Burmester:

Ich erinnere mich an die Zeit in Schweden im Jahre 1944, als kommunistische Genossen aus Stockholm mit den Deutschen und Sudetendeut-

schen, den Pragern, Tschechen und Österreichern, die kommunistisch gesinnt waren, in Göteborg zusammentrafen und sie aufriefen, mit Herbert Wehner nicht mehr zusammenzuarbeiten. Es ist heute eine ähnliche Situation. Hier wird ein Mensch, hier wird ein Teil des Bildes, das ich von Herbert Wehner habe, womöglich kaputtgemacht. Ich fühle mich heute ungefähr so wie damals, als ich folgendermaßen reagiert habe: Es tut mir leid, sagte ich meinen Genossen, Ihr kennt meine Mutter, und Ihr wißt, daß sie von allen, ob sie aus bürgerlichen oder sozialdemokratischen Kreisen kommen mögen, ob sie Schweden, Norweger oder Dänen sind, geachtet wird. Wenn sie sich mit einem Menschen wie Herbert Wehner liiert, müßt Ihr, Genossen, darüber nachdenken. Hier sind zwei aus Stockholm gekommen, die euch dies und das erzählen. Was ist Euch wichtiger? Zu glauben, was ein Mensch aus seinen Lebenserfahrungen heraus sagt oder was Euch zwei Leute aus Stockholm erzählen? Selbstverständlich habe ich den kürzeren gezogen.

Ich hoffe jedoch, heute nicht zu unterliegen, sondern als ein guter Sozialdemokrat, der ich geworden bin, auch einige Fragen stellen zu können. Im Grunde haben wir es mit zwei Ebenen zu tun, der Ebene der Historiker, die alles natürlich völlig anders sehen, und der der Menschen, der Sozialdemokraten und der Bürger dieses Landes und Europas, die mit Herbert Wehner zu tun hatten. Diese beiden Ebenen müssen wir auseinander halten. Wenn Ihr Euch darüber streitet, was ein Mensch in einer solchen prekären Situation möglicherweise getan hat, überlegt Euch bitte, wie Ihr Euch, die ihr älter als 50 Jahre seid, verhalten hättet. Ich bin Jahrgang 1926 und 1937 mit meiner Mutter und Schwester nach Schweden emigriert. In Deutschland hatte ich das Problem, montags morgens auf dem Schulhof „Deutschland, Deutschland über alles“ und hinterher das Horst-Wessel-Lied singen zu müssen, obgleich ich wußte, daß die meinen Vater umgebracht hatten. Sind wir bereit, allen Menschen guten Willens, die von 1933 bis 1945 im Deutschen Reich Brot ausgefahren haben, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, die ihre Arbeit verloren haben, die auf die eine oder andere Weise dem Nationalsozialismus gedient haben, dieselben Fragen zu stellen? Herbert Wehner hat 1949 gesagt: „Wer nur die deutsche Diktatur kennt, kennt nur 49 Prozent.“ Er kannte beide. Haben die Menschen, die von 1933 bis 1945 nicht im KZ gesessen haben, nicht ebensoviel oder ebensowenig in einer erheblich schwierigeren Situation

lebt? Meine persönliche Erfahrung entspricht dem, was Hartmut Soell zum Ausdruck gebracht hat. Achtet doch bitte darauf, was Herbert Wehner selbst geschrieben hat. Wenn wir uns das wirklich genau ansehen, finden wir die Antworten.

Dieter Dowe:

Ich muß ein Mißverständnis ausräumen. Hätten wir die Zeit Herbert Wehners vor 1945 aus dieser Veranstaltung ausgeklammert und uns lediglich auf die Nachkriegszeit verlegt, hätten wir uns dem Vorwurf ausgesetzt, wir drückten uns vor einem uns möglicherweise mißliebigen Kapitel der deutschen Geschichte. Das wollten und das konnten wir nicht tun. Wir sind gezwungen, auch im Hinblick auf die künftigen Generationen, uns auf wissenschaftlichem Wege mit den Vorwürfen, die durch die Welt geistern, auseinanderzusetzen. Denn die, die persönlichen Kontakt mit Wehner hatten, werden sie eines Tages nicht mehr widerlegen können.

Marianne Hirsch:

Im Vortrag kam der Name Bakunin auf. Dessen Leben muß Wehner genau gekannt haben. Als Bakunin im Gefängnis saß, hat er einen Brief an den Zaren geschrieben, in dem er sich auf ähnliche Weise verhalten hat. Er gab Menschen preis, von denen er wußte, daß es ihnen nicht wirklich schaden würde. Demjenigen jedoch, der ihn gefangen hielt, zeigte er seinen guten Willen. Nachdem er aus dem Gefängnis herausgekommen war, war er wieder der alte. Und er war vielleicht sogar noch besser als früher.

Hartmut Soell:

Ich habe Herbert Wehner nicht so lange, nicht so intensiv gekannt wie Peter Burmester. Gekannt habe ich ihn aber auch. Hunderte von Sitzungen habe ich als Mitarbeiter der Fraktion, später als deren Abgeordneter mit ihm erlebt. Daher habe ich eine andere Einstellung zu ihm

als ein reiner Historiker, der das Leben von Herbert Wehner nachzuzeichnen und die Brüche zu erklären sucht. Aus diesem Grunde bin ich ganz bewußt auf die Kindheit eingegangen, wenn auch nur in großen Zügen.

Was die Emigration nach Westen anbetrifft, verfüge ich nicht über unmittelbare Zeugnisse, außer der Reise, die Gerhard Beier erwähnt hat. Ich zweifle sehr daran, ob sie eine Art von Rückversicherung gewesen ist. Von vielen, die sich in Moskau aufhielten, wurde Wehner als ein Mann geschildert, der sich vergleichsweise locker gab, der von der Angst, die im Hotel Lux umging, frei war. Da er sich nicht fürchtete, ging er wohl auch wieder zurück. Neben vielen anderen Dingen spielte 1941/42 die Bindung an seine damalige Frau eine große Rolle. Was seine Zurückhaltung angeht, kann ich Gerhard Beier nur zustimmen. In dem Bericht über Mewis zum Beispiel, der in die Hand der schwedischen Polizei gefallen ist, gibt er den Sachstand kurz wieder, erhebt jedoch keine weitreichenden Vorwürfe. Er hätte sie durchaus erheben können. Mewis hat zahlreiche Illegale in Deutschland nicht nur gefährdet, sondern wahrscheinlich auch auffliegen lassen.

Die Ereignisse in den zwanziger Jahren haben Wehner sehr geprägt, insbesondere der Sachsenkonflikt, der die Anziehungskraft der SPD in Dresden nicht steigerte, vier, fünf Jahre anhielt und mehrere Parteitage beschäftigte. Neben der Erfahrung von 1923, die den Bruch des ganz jungen Wehner markierte, werden diese Ereignisse auch eine Rolle gespielt haben. Tief eingegraben hatte sich in ihm die Ansicht, daß die Verhältnisse nur durch eine Revolution zu verändern seien. Die SPD aber stellte weder eine revolutionäre Partei dar, noch war sie eine Partei, die auf eine Revolution aus war. Die SPD der zwanziger Jahre war vielmehr eine Partei, die hier und da in Sonntagsreden noch ein bestimmtes ideologisches Programm verkündete. Von drei ehrenwerten Personen - die jedoch nicht mitzureißen vermochten - repräsentiert, übte sie auf Leute wie Wehner keine Anziehungskraft aus. Darüber hinaus dürfen wir den Überalterungsprozeß nicht vergessen, der sich insbesondere in der zweiten Hälfte der zwanziger und zu Anfang der dreißiger Jahre vollzog. Ungeachtet der vielen Verdienste in der Kommunalpolitik war die SPD von 1928 bis 1933 auf Reichsebene nicht mehr imstande, die wesentlichen Dinge politisch zu gestalten. 1932 bil-

dete sie eine Truppe aus Generälen und Obristen, denen aktive Mitglieder fehlten.

Ein Mann wie Kurt Schumacher hat Herbert Wehner fasziniert, weil er den Widerstand gegen den Nationalsozialismus verkörperte, weil seine Reden auch einen Drang zur Tat widerspiegelten, weil er eine aktive Rolle zu spielen gedachte. Ihn hat das andere Verhältnis zur Politik und zu dem, was Politik überhaupt vermag, angezogen. Wehner besaß ein sehr reduziertes Verständnis von Politik. Er glaubte nicht daran, daß die Politik das gesellschaftliche und private Leben bis ins kleinste erfassen könnte.

Podiumsdiskussion

**Kärner und Zuchtmeister.
Herbert Wehners Rolle in Partei und Parlament**

August Hermann Leugers-Scherzberg
Susanne Miller
Rudolf Morsey

Moderation: Bernd Faulenbach

Bernd Faulenbach:

In der Podiumsdiskussion wollen wir auf die Rolle Herbert Wehners in den verschiedenen Phasen der Nachkriegsentwicklung eingehen, in der Deutschlandpolitik der 50er Jahre und beim Weg der SPD nach Godesberg, im Prozeß des Aufstiegs der Sozialdemokraten zur Regierungspartei in der Zeit der Großen Koalition, in der Ära Brandt und in der Zeit Helmut Schmidts. Ansprechen wollen wir die Bedeutung Wehners als Parlamentarier und als Fraktionsvorsitzender. Wir wollen nicht an der Frage vorübergehen, wie seine Vergangenheit nach dem Krieg auf seine Freunde und Gegner gewirkt hat und wie er mit ihr umgegangen ist. Ebenso wollen wir uns der außerordentlich vielschichtigen Persönlichkeit Wehners zuwenden. Wir müssen auch fragen, worauf die Wirkung Herbert Wehners seit dem Kriege eigentlich basierte, was sein Charisma ausmachte.

Zuerst möchte ich Ihnen diejenigen vorstellen, die auf dem Podium Platz genommen haben. Frau Professor Dr. Susanne Miller war nicht nur Sekretärin der Kommission, die das Godesberger Programm ausgearbeitet hat. Sie ist - wie alle wissen - auch als Historikerin hervorgetreten; sie hat zahlreiche Bücher und Aufsätze zur Geschichte der Sozialdemokratie publiziert. Unter ihnen befindet sich auch ein Buch, in dem sie die Nachkriegsgeschichte der SPD darstellt. Herr Professor Dr. Rudolf Morsey lehrt an der Hochschule für Verwaltungswissenschaften in Speyer. Er steht der Kommission zur Geschichte für Parlamentarismus und der politischen Parteien in Bonn als Präsident vor. Er hat sowohl einen Grundriß der Geschichte der Bundesrepublik als auch Studien über Adenauer, Lübke und die Deutschlandpolitik in der Zeit nach dem Kriege geschrieben. Herr Morsey ist als Kenner der Nachkriegsperiode, vorzugsweise der CDU und des Katholizismus, ausgewiesen. Herr Dr. August Hermann Leugers-Scherzberg hat seine Habilitationsschrift über den späten Herbert Wehner nahezu abgeschlossen; sie wird in absehbarer Zeit erscheinen. Gleich Prof. Dr. Hartmut Soell oder Dr. Gerhard Beier gehört er zu den Wehner-Spezialisten, die an unserer Tagung teilnehmen.

Im Saal sehe ich zahlreiche Zeitzeugen, die sicherlich aus ihrer Sicht in die Debatte über Herbert Wehner eingreifen werden, aber auch

Historiker, die über ihn gearbeitet haben. Zunächst werden Herr Leugers-Scherzberg, Frau Miller und Herr Morsey ein kurzes Statement abgeben, sodann wollen wir in die Diskussion eintreten, an der das Plenum bald beteiligt werden sollte.

August Hermann Leugers-Scherzberg:

Zu Anfang möchte ich mich über eine Behauptung äußern, die Egon Bahr in seinen Memoiren über Herbert Wehner aufgestellt und die „Die Zeit“ in der vergangenen Woche abgedruckt hat.

Der Brief, den Herbert Wehner am 2. Dezember 1973 an Erich Honecker geschrieben hat, sei - so behauptet Bahr - dem damaligen Bundeskanzler Willy Brandt nicht vorgelegt worden. Er sei der „Persönliche Grundlagenvertrag“ Wehners mit Honecker gewesen, womit er sich in die Hand der anderen Seite gegeben habe. Diese Behauptung ist nachweislich falsch. Dieser Brief befindet sich im Nachlaß Willy Brandts, der ihn durchgesehen und Horst Ehmke beauftragt hat, ihn mit Egon Bahr und Günter Gaus durchzusprechen. Darauf hat der britische Historiker Timothy Garton Ash bereits 1993 in seinem Buch „Im Namen Europas“ auf Seite 689 hingewiesen. Er bezeichnet den Brief Wehners als Memorandum und äußert sich hierüber folgendermaßen: „Es datiert vom 2. Dezember 1973 und befindet sich im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung im Willy-Brandt-Archiv in der Akte BK Nr. 75. Aus den beigelegten Notizen Willy Brandts geht hervor, daß es Wehner in der Tat an ihn und an Honecker geschickt hat. Brandt hat daraufhin Horst Ehmke gebeten, es mit Egon Bahr und Günter Gaus zu diskutieren.“ So weit zu den Behauptungen Egon Bahrs. Für unsere heutige Diskussion scheint mir diese Anmerkung insoweit interessant, als hier aufs neue deutlich gezeigt wird: In der öffentlichen Diskussion über Herbert Wehner spielen oftmals weniger historische Fakten als persönliche Animositäten eine Rolle.

Jetzt will ich mein Statement zu Herbert Wehner abgeben, das womöglich nicht allen gefallen wird. Es stellt jedoch ein Ergebnis meiner bisherigen Arbeit über Wehner dar.

Wehners Bedeutung für die SPD gründet meiner Ansicht nach darauf, daß er imstande war, über den Tellerrand dieser Partei hinauszusehen. Wenn Wehner eine politische Strategie entwarf, bildete die SPD in ihr nur einen, wenngleich sehr wichtigen Faktor. Politisches Handeln erschöpfte sich für Wehner jedoch nicht darin, eine Parteistrategie zu entwerfen und an ihr festzuhalten. Vielmehr zielte sein politisch-strategisches Denken dahin, eine politische Gesamtstrategie zu finden. In ihr erhielt die SPD den Platz, der ihr zukam.

Man muß sich vor Augen halten, welcher politischen Tradition Wehner anhing. Zu Recht haben wir uns daher mit seiner Vergangenheit beschäftigt. Für die kommunistische Ideologie bildet die Verwirklichung des Kommunismus das Endziel. Da dieses Endziel nicht sofort und unmittelbar verwirklicht werden kann, sondern nur über Zwischentapen, ist eine Strategie notwendig, um jede Zwischentappe zu erreichen. Die Strategie macht sozusagen die mittelfristige Planung aus. Kurzfristige Schachzüge bilden die Taktik, um das strategische Ziel zu erreichen. Wer Wehners Politik über einen längeren Zeitraum hinweg untersucht, stellt fest, wie klar er zwischen dem eigentlichen Ziel seiner Politik und den strategischen Zielsetzungen unterschied. Wer nicht in den Fehler verfallen will, seine strategischen Zielsetzungen als die eigentlichen Zielsetzungen seiner Politik anzusehen, muß sich darüber Rechenschaft geben, worin das eigentliche Ziel seiner Politik bestand.

In dem Prozeß, der zu seiner Trennung vom Kommunismus führte, spielt diese Frage für ihn eine überragende Rolle. Der Kommunismus, schrieb er 1942, soll eine universale Freiheitsbewegung sein. Er soll der Fortsetzer der großen nationalen und sozialen Freiheitsbewegungen der Geschichte sein. Im Unterschied zu den früheren Freiheitsbewegungen gilt die Mission des Kommunismus, so sieht er es noch 1942, jedoch nicht einer sozialen Schicht oder nationalen Gemeinschaft, sondern der universalen Befreiung der Menschheit. In den Jahren von 1942 bis 1946 kommt Wehner zu der Einsicht, daß ihm der Kommunismus nicht ausreicht. Meiner Ansicht nach stellt die wesentliche Einsicht für ihn dar, daß der Kommunismus nicht diese Freiheitsbewegung ist, die er meint, daß sie es nicht ist und - was für ihn noch wichtiger ist - auch theoretisch nicht sein kann. Wenn man von Wehners Bruch mit dem

Kommunismus redet, muß man diese beiden Stufen voneinander abheben. Seine universalistische Vision verliert Wehner jedoch nicht.

Nach reiflicher Überlegung wählt er im Herbst 1946 die SPD als Ausgangspunkt, um für die Verwirklichung dieser Vision etwas unternehmen zu können. Wehner läßt sich von dem Ziel leiten, einen Beitrag zu leisten, um im Weltmaßstab Veränderungen hin zu einer menschlicheren Welt zu bewirken. Infolgedessen arbeitet Wehner in den fünfziger Jahren in der Sozialistischen Internationale, von den fünfziger bis zu den siebziger Jahren im Aktionskomitee für die Vereinigten Staaten von Europa - dem Jean Monnet vorsteht - intensiv mit. Darüber hinaus unterhält er direkte Kontakte zu einzelnen Regierungschefs. Seine Bündnispartner wählt er nicht unbedingt nach der Farbe der Partei. In der Innenpolitik bietet sich ein vergleichbares Bild. Wehner unterhält intensive Kontakte zu einzelnen Abgeordneten der Union und der FDP, und er arbeitet in deutschland-politischen Gremien wie dem Kuratorium Unteilbares Deutschland mit Nachdruck mit. Überall sucht und findet er Bündnispartner für seine Politik.

Wer nach einem Leitgedanken in der Politik Wehners sucht, stößt auf einen zentralen Begriff, auf den Begriff des Selbstbestimmungsrechts. Es stellt für ihn ein unteilbares Prinzip dar. Im nationalen Maßstab bedeutet es Demokratie, im internationalen Maßstab Selbstbestimmungsrecht der Nationen. Wehner geht zudem davon aus, daß das Selbstbestimmungsrecht im nationalen Maßstab nicht sichergestellt werden kann, wenn es nicht auch in den internationalen Beziehungen verwirklicht worden ist. Den letzten Gedanken habe ich vielleicht etwas abstrakt formuliert, weshalb ich ihn noch einmal auf eine andere Weise ausdrücken möchte. Wehner geht davon aus, daß die Prinzipien, die der internationalen Politik zugrunde liegen, auf Dauer Rückwirkungen auf die Gestaltung der politischen Ordnung in den einzelnen Staaten haben werden. Wenn zum Beispiel die internationale Politik durch imperialistische Prinzipien geprägt ist, wird das seiner Überzeugung nach auf Dauer auch zur Installierung autoritärer Regime in den einzelnen Staaten führen. Wenn aber demokratische Prinzipien der Politik das Gepräge geben, wird es in den einzelnen Staaten auch auf Dauer zur Durchsetzung von Demokratie und Freiheit kommen. So lautet eine

Grundannahme Wehners, auf die wir in seinen politischen Analysen immer wieder stoßen.

Wir können eine Kontinuität erkennen, die bis in seine kommunistische Zeit zurückreicht. Wie wir wissen, ging Lenin ursprünglich davon aus, daß eine Revolution in einem Land nur erfolgreich sein könne, wenn es zur Weltrevolution komme. Insbesondere ausländischen Politikern, die mit Wehner politische Unterhaltungen führten, fiel die Weite seines politischen Horizonts auf. Henry Kissinger urteilte in einem Brief an Wehner im Juni 1965: „You are one of the few truly political minds that I know.“

Susanne Miller:

Soeben war von Historikern und von Menschen die Rede. Ich vereine wohl beide in mir. Ich möchte davon erzählen, was ich miterlebt oder aus Akten und Büchern erfahren habe.

Zunächst möchte ich auf Herbert Wehner und das Godesberger Programm eingehen. Dessen Hintergrund bildet für mich vor allem die Wahlniederlage der SPD von 1957, die in der Partei eine große Unruhe hervorgerufen hat. Als Erich Ollenhauer, der zu dieser Zeit Vorsitzender der SPD gewesen ist, von einem Journalisten gefragt wurde, welche Konsequenz er aus dem großen Mißerfolg der SPD ziehe, erwiderte er: „Wir werden ein neues Grundsatzprogramm vorlegen.“ Er trieb die Kommission, die an einem Entwurf für ein solches Programm arbeitete, zur Eile an. Herbert Wehner gehörte dieser Kommission an, nahm jedoch nur selten an deren Sitzungen teil. Für gewöhnlich schwieg er. Ich war Protokollantin, und ich hatte nicht viel aufzunehmen, wenn Herbert Wehner das Wort nahm.

Mit der Absicht, die SPD durch ein neues Grundsatzprogramm zu erneuern und deren Anziehungskraft zu steigern, gingen Bemühungen führender Sozialdemokraten einher, sowohl die Struktur der Partei zu erneuern als auch die Personen an deren Spitze durch andere zu ersetzen. An die Stelle des sogenannten Büros - des geschäftsführenden Vorstands der Partei - sollte ein attraktiveres Gremium treten, an die

Stelle Erich Ollenhauers, des Vorsitzenden, der 1957 für die Partei für das Amt des Kanzlers kandidierte, einer, der auf ein breites Publikum eine stärkere Anziehungskraft ausübte. Diese Ziele verfolgte eine Gruppe, der Willy Brandt und Carlo Schmid, Helmut Schmidt und Fritz Erler, vielleicht auch Herbert Wehner angehörten. Auf jeden Fall neigte er zu dieser Gruppe, deren Bemühungen von Erfolg gekrönt waren. Auf dem Parteitag der SPD, der 1958 in Stuttgart stattfand, wurde deren geschäftsführender Vorstand von einem Präsidium ersetzt, Erich Ollenhauer als Vorsitzender bestätigt, jedoch mit zwei Stellvertretern - Waldemar von Knoeringen und Herbert Wehner - versehen. Von Knoeringen vertrat den traditionalistischen, rechten Flügel der SPD, Wehner den linken. Indem der Parteitag sie wählte, wollte er hervorheben, wie weit das Spektrum reichte, auf das die SPD einzuwirken gedachte.

1958 lag auch der Entwurf für ein neues Parteiprogramm vor. Der linke Flügel, der einem neuen Programm abgeneigt war, wies ihn ab. Noch wenige Wochen vor dem Parteitag in Bad Godesberg, auf dem das Programm - das inzwischen gestrafft und mit Ergänzungen aus den Ortsvereinen und Landesbezirken versehen worden war - verabschiedet wurde, sagten mir Angehörige des linken Flügels der SPD: „Du wirst sehen, Herbert Wehner wird die Front deren anführen, die das neue Programm ablehnen.“ Zur großen Sensation geriet auf dem Godesberger Parteitag von 1959 die Rede Herbert Wehners, in der er voller Leidenschaft für das Programm eintrat und die Worte sprach: „Glaubt einem Gebrannten.“ Seine sehr auf ihn zugeschnittene, eindrucksvolle Rede hat wahrscheinlich diejenigen, die noch schwankten, bewegt, für das Programm - das letzten Endes von einer großen Mehrheit gebilligt wurde - zu stimmen. Sodann hat Herbert Wehner mit Energie und Härte, die ihm eigen waren, der Kritik des Programms, dessen Ablehnung oder Abänderung entgegengewirkt.

Wehner hat zweifellos die Rolle des Zuchtmeisters der SPD gespielt, um eine Akzeptanz des Godesberger Programms zu erreichen. Sowohl die Rede von Bad Godesberg, in der er sich zur großen Überraschung vieler, insbesondere der Journalisten, für den Entwurf des Programms ausgesprochen hat, als auch die Rolle, die er später spielte, um das Programm zu bewahren, haben die Legende hervorgebracht,

daß das Godesberger Programm auf Wehner zurückginge. Gewiß gefiel Wehner diese Legende. Er hat sie genährt, indem er später auch solchen, die der SPD nicht zugehörten, erklärte, er habe seinerzeit mit dem Godesberger Programm ganz allein dagestanden. Es stimmte aber nicht. Ein Mitarbeiter Willy Brandts sagte mir einmal: „Von Jahr zu Jahr wächst die Zahl der Väter des Godesberger Programms an.“ Dieser Satz erinnert an den bekannten Spruch: „Der Erfolg hat viele Väter.“ Und das Godesberger Programm war ein Erfolg, wenn er auch nicht sogleich in Wählerstimmen zum Ausdruck kam. Es geriet zu einer Art von Markenartikel, auch in der Sozialistischen Internationale. Es widerspiegelte, wie gut es einer alten, traditionsreichen Partei gelungen war, sich zu erneuern.

Über das Godesberger Programm hinaus halte ich die Rede, die Wehner am 30. Juni 1960 gehalten hat, für eine große Tat. In ihr brach er dem Gedanken, eine Große Koalition einzugehen, Bahn. In der Sozialdemokratie zeichnete sich Wehner durch die Ansicht aus, daß eine Partei, die Wirkung gewinnen will, an die Macht kommen muß. Hierzu hat er viel beigetragen; hierin besteht sein besonderes Verdienst.

Rudolf Morsey:

Ich möchte einige Gedanken vortragen, die im besonderen den Jahren der Großen Koalition gelten. Wehner hat einen entscheidenden Satz formuliert, an dem er festgehalten hat. Dieser Satz, der die Christdemokraten faszinierte, lautete: „Das geteilte Deutschland kann nicht unheilbar miteinander verfeindete christliche Demokraten und Sozialdemokraten ertragen.“ Nachdem 1978 die Wehner-Biographie von Freudenhammer und Vater, den beiden Redakteuren des „Spiegel“, die Wehner überhaupt nicht gefiel, herausgekommen war, entrüstete sich Heinrich Krone - sein Gegenpart aus der Union, der sich mit ihm in diesen Jahren wieder versöhnt hatte -, daß die beiden Autoren geschrieben hätten, Wehner habe die Christdemokraten für nützliche Idioten gehalten und dazu gebracht, sich seiner Position anzuschließen. Krone schrieb Wehner damals: „Im Grunde waren wir für Sie also nur nützliche Idioten. Mir liegt daran, Sie wissen zu lassen, daß ich dieses Urteil nicht teile und überdies ein anderes Bild von Ihnen habe.“ Weh-

ner antwortete auf der Stelle: „Was Leute dieser Art“, wie er bestimmte Journalisten zu bezeichnen pflegte, „über mich und von mir zu wissen behaupten, gibt nur wieder, was sie sich selbst zurechtgemacht haben. Ich bedaure, daß Sie die ‘Spiegel’-Leute so nehmen, wie diese sich gerne genommen wissen möchten, was immer Sie von mir halten. Ich darf Sie an die Schlußsätze meiner Bundestagsrede vom 30.6.1960 erinnern.“ Er hat diese Rede also wie eine Fahne auch weiterhin vor sich her getragen. Das Wort Zuchtmeister, das Frau Miller soeben benutzt hat, ist ein Terminus, den Wehner in einem Aufsatz über Adenauer verwendet hat, nachdem dieser zurückgetreten war. Dieses Wort hat er auf sich selbst durchaus selbstkritisch bezogen. Alois Mertes, der Abgeordnete der Union aus Rheinland-Pfalz, der aus dem diplomatischen Dienst kam und dann Abgeordneter des Bundestages wurde, hat 1978 über die kommunistische Vergangenheit Wehners geschrieben, nachdem viele Christdemokraten enttäuscht von Wehner abgerückt waren, weil sie meinten, er habe ab 1966 eine andere Deutschlandpolitik betrieben, als sie sie im Auge gehabt hätten: „Ich halte seine Abkehr für echt und endgültig. Sein Pflichtgefühl und seine Selbstlosigkeit bar jeder Eitelkeit sind vorbildlich. Seine langen Mannesjahre im Dienste der KP und der Komintern gehören der Geschichte an.“ Diese Version mußten sich die Christdemokraten erst mühsam zu eigen machen. Die Rede von 1960 bildete den Ausgangspunkt.

Ein Jahr danach regte dann von Guttenberg, der fränkische Reichsbaron und Großgrundbesitzer, der Wehner in mehrjähriger Arbeit im Auswärtigen Ausschuß des Bundestages kennen- und schätzengelernet hatte, ein Gespräch an. Er hielt Wehners Konzeption für entwicklungs-fähig. Nachdem die „Spiegel-Affäre“ vorüber war und Adenauer im Dezember 1962 zum letzten Mal ein Kabinett bilde, führten Guttenberg und Lücke mit Wehner in Berlin im geheimen Verhandlungen, um die letzte Regierung Adenauer in eine Regierung der Großen Koalition umzuformen. Als sich 1966 abzeichnete, daß Kanzler Ludwig Erhard scheitern würde, haben Guttenberg und Krone die Kontakte zu Wehner intensiviert. Krone hielt im November 1966 in seinem Tagebuch fest: „Dieser Mann leidet und kämpft. Er ist der Größte im Lager der Linken.“ So sahen ihn seine politischen Gegenspieler. Ihnen erschien Wehners Konzeption trefflich geeignet, um den von Ludwig Erhard und der damaligen Koalition in den Dreck gefahrenen Karren wieder herauszu-

ziehen. Der frühere Zentrumspolitiker Johannes Schauff, den ich vor einigen Jahren in einem Aufsatz in die Forschung „eingeführt“ habe, hatte einen bedeutenden Anteil daran, die Große Koalition vorzubereiten. Schauff und Wehner kannten sich vermutlich seit den zwanziger Jahren. Johannes Schauff, den nur wenige kennen, kehrte 1947 aus Brasilien zurück, wohin er emigriert war. Fortan trat er als Vermittler in der deutschen Politik in Erscheinung. Er rechnete gleichermaßen zu denjenigen, die die deutsche Entwicklungspolitik anregten. Sie haben ihn, Herr Ehmke, in Ihren Memoiren gewürdigt. Ich glaube, Sie sind der erste, der auf diesen Zusammenhang verwiesen hat. Schauff war ein Freund Heinrich Lübkes. Über diesen Umweg entstand eine Koalition einiger Christdemokraten aus der CDU und der CSU. Guttenberg zählte zu den Abgeordneten der CSU, die glaubten und hofften, mit Wehner eine neue Linie bilden zu können. In den ersten beiden Jahren brachte die Große Koalition zustande, was sie sich von ihr versprochen hatten. Hierüber waren sie glücklich. Von 1967/68 an änderte sich die Situation insofern, als die Christdemokraten in der Regierung und im Parlament spürten oder zu spüren glaubten, daß Wehner in der Deutschlandpolitik - insbesondere in Hinsicht auf eine Anerkennung der DDR - weiter gehen wolle als sie.

Die Brüche, die es im Leben von Herbert Wehner gegeben hat, müssen deutlich herausgestellt werden; sie dürfen nicht wegdiskutiert werden. Vor allem als Historiker sind wir verpflichtet, aus den Quellen ein eigenes Bild zu gewinnen, in das wir die Urteile der Zeitgenossen selbstverständlich einfügen. Es gibt einen Roman von Elisabeth Langgässer aus dem Jahre 1946 oder 1947, der den Titel „Das unauslöschliche Siegel“ trägt. Ich halte diesen Titel, der sich auf das Priestertum bezieht, für geeignet, Wehner zu entschlüsseln. Wir werden ihn damit sicher nicht enträtseln können, ihm jedoch näher kommen, denn er hat unter diesem Siegel selber gelitten. Dieses Gefühl hat er immer wieder zum Ausdruck gebracht, auch in langen Gesprächen mit Christdemokraten. Sie haben persönlich oder in ihren Memoiren berichtet, wie Wehner unter diesem Siegel gelitten hat. Immer verstand er es, den Eindruck zu erwecken, daß der jeweilige Gesprächspartner derjenige sei, dem er zum ersten Mal sein Herz ausschüttete und bis auf dessen Grund blicken ließ. Auf diese Weise hat er sie sehr für sich eingenommen. Ich halte das nicht nur für Taktik, obwohl wir selbstverständlich

bei jedem Politiker, bei jedem derart machtbewußten Politiker, ein Stück Taktik ins Kalkül ziehen müssen.

Von 1959 bis 1969, in den Jahren, in denen Heinrich Lübke das Amt des Bundespräsidenten innehatte, bestand ein erstaunlich enges Verhältnis zwischen Lübke und Wehner, über das Arnulf Baring 1982 in seinem Buch „Machtwechsel. Die Ära Brandt/Scheel“ - wie ich meine - allzu kritisch geschrieben hat. Baring hieß es eine bewußte Anbiederung, um den jeweiligen Gegenspieler für sich einzunehmen und auf die eigene Linie zu bringen. Ich halte diese Bewertung für falsch. Aus der Korrespondenz mit Guttenberg und Krone, soweit ich sie kenne, habe ich einen anderen Eindruck gewonnen: Wehner wußte sich mit einzelnen Persönlichkeiten des christdemokratischen Lagers in Grundfragen einig. Mit Lübke stimmte er in der Deutschlandpolitik und in der Berlin-Frage überein. Gleich ihm strebte er um jeden Preis die Wiedervereinigung an, gleich ihm gedachte er, die deutsche Frage offenzuhalten. Es gehört natürlich dazu, daß sie sich hin und wieder freundliche Briefe schrieben, die den Eindruck erweckten, als ginge es nicht nur um Machtfragen.

Aus der bisherigen Forschung gewinnen wir einen zwiespältigen Eindruck. Die Wehner-Forschung steht erst am Anfang. Sobald der Nachlaß von Wehner, von Brandt und anderen freigegeben worden ist, werden wir ein Bild von Wehner gewinnen, das sich von dem, das wir heute besitzen, wesentlich unterscheiden wird.

Bernd Faulenbach:

Sie haben eine ganze Reihe von Komplexen angesprochen, die es alle verdienten, im einzelnen diskutiert zu werden. Ich möchte zunächst die Frage aufwerfen, was Wehner unter sozialdemokratischer Politik verstand. Hebert Wehner, so hat Susanne Miller ausgeführt, fängt auf dem linken Flügel der Sozialdemokratie an, treibt dann jedoch die Wendung zur Volkspartei voran. Am Ende scheint er eher wieder ein Repräsentant der traditionellen Arbeiterbewegung zu sein; er scheint sich in gewisser Weise wieder zurückgewendet zu haben. Würden Sie, Herr Leugers-Scherzberg, zwischen verschiedenen Phasen unterscheiden,

was Wehners Verhältnis zur Sozialdemokratie bzw. Was seine Position in der Partei angeht? Mir erscheint es schwierig, die verschiedenen Phasen auf einen Nenner zu bringen.

August Hermann Leugers-Scherzberg:

Meiner Meinung nach machte es die Größe Wehners aus, weit über die SPD hinauszublicken. Wehner hat es immer zurückgewiesen, dem linken oder dem rechten Flügel der Partei zugeordnet zu werden. Susanne Miller hat den Versuch unternommen, Wehners Verhältnis zum Godesberger Programm darzustellen. In der Tat hat sich Wehner zunächst sehr zurückgehalten, als über eine Reform des Programms diskutiert wurde. Den Programmentwurf von 1958 hat er in einem Brief vom 15. April, den er an Willi Eichler richtete, bis ins kleinste kritisiert. An manchen Stellen hat er kein gutes Haar gelassen. Wehner wies den Entwurf insbesondere zurück, weil er ihn zum Teil für eine Anleitung hielt, wie der Reichtum der sowieso schon privilegierten deutschen Bevölkerung sichergestellt werden könne. Daher, meinte Wehner, dürfe man es nicht wagen, ihn der internationalen Sozialdemokratie vorzulegen.

Seine Argumentation leitete er von internationalen Gesichtspunkten ab, was ich immer herauszustellen suche. So führte er sowohl die Aufgabe des Deutschlandplanes im März 1960 als auch seine Rede vom Juni desselben Jahres auf außenpolitische Erwägungen zurück. Nachdem die Genfer und 1960 auch die Pariser Konferenz fehlgeschlagen waren, mußte die internationale Lage, die sich verändert hatte, seiner Ansicht nach zu einer Radikalisierung in der Bundesrepublik führen. Verschärfte sich die Konfrontation zwischen Ost und West, dachte er, bildete sie sich auch gesellschaftlich ab. Infolgedessen hob er in seiner Rede im Juni 1960 hervor, daß das geteilte Deutschland unheilbar verfeindete Christdemokraten und Sozialdemokraten nicht vertragen könne. Da sich der Osten und der Westen Deutschlands als Feinde gegenüberstünden, so argumentierte er, litte die demokratische Substanz in Westdeutschland, wenn die Konfrontation zwischen Christ- und Sozialdemokraten zunähme.

Diese Idee finden wir bereits in seinem Buch „Selbstbesinnung und Selbstkritik“. Für einen wesentlichen Aspekt der NSDAP hielt er nämlich deren Politik, das Volk systematisch zu entzweien. Indem sie sich außenpolitischer Argumente, indem sie sich vorzugsweise des Friedens von Versailles bediente, stempelte sie jeden innenpolitischen Gegner als Feind und Volksverräter ab. Eine Eskalierung des Ost-West-Konflikts könnte, so fürchtete Wehner, eine große Gefahr heraufbeschwören.

Wenn wir aus der Perspektive der SPD auf die Politik Wehners sehen, fallen zuerst die abrupten Brüche ins Auge. Und wo die Brüche auftreten, greift er auf außenpolitische Argumente zurück. Für das Godesberger Programm setzte sich Wehner nicht erst auf dem Parteitag im November 1959 ein. Er stimmte ihm vorher bereits im „Vorwärts“ und im Rundfunk zu. Er schloß sich ihm an, nachdem die Genfer Konferenz gescheitert war. Es fällt schwer, Wehner links oder rechts einzuordnen. Er glaubte wohl vielmehr, über beiden Ausrichtungen zu stehen.

Bernd Faulenbach:

Wenn wir die Entwicklung von Herbert Wehner sehen, müssen wir wohl verschiedene Phasen unterscheiden. Eine Politik der Gemeinsamkeiten betreibt er vor allem in den sechziger Jahren. In dieser Phase, auf die Susanne Miller in besonderer Weise eingegangen ist, unternimmt Wehner den Versuch, manchmal auch mit autoritären Mitteln, sowohl ein Konzept der Volkspartei als auch eine Politik der Gemeinsamkeiten durchzusetzen, um eine große Koalition zustande zu bringen.

Susanne Miller:

Wehner kam es darauf an, die SPD an die Macht zu bringen. Er vermochte die Situation, in der dieser Weg möglich war, wahrzunehmen und entsprechend zu handeln. Ein theoretisches Gerüst - auch im Hinblick auf die Brüche - kann man wohl nicht konstruieren. Die Brüche sind oft darauf zurückzuführen, daß er zu vielen Problemen einfach geschwiegen hat. Gewiß hat er sich einmal, ich glaube Ende September 1959, im Süddeutschen oder im Südwestdeutschen Rundfunk freund-

lich über das Godesberger Programm geäußert. Es geschah jedoch praktisch unter dem Ausschluß der Öffentlichkeit. Auch für die Journalisten war es eine große Überraschung, daß sich Wehner in Bad Godesberg in dieser Weise über das Programm äußerte. Er ist der Stimmung gefolgt, die die Mehrheit vertrat, hat aber auch mit seiner starken Persönlichkeit auf sie Einfluß genommen.

Bernd Faulenbach:

Würden Sie sagen, Herr Morsey, daß sich Wehner insofern von anderen Sozialdemokraten, die auch der Führung angehörten, abhob, als er die Machtchancen der Sozialdemokratie realistischer zu beurteilen wußte?

Rudolf Morsey:

Sie haben völlig recht. Nach Schumacher hat es lange keinen Sozialdemokraten gegeben, der so machtbewußt wie Wehner war. Sie sagten, Frau Müller, es sei sein Ziel gewesen, die Partei an die Macht zu bringen. Die Macht zu erringen, stellt jedoch keinen Selbstzweck, kein Endziel dar. Vermutlich sann Wehner darauf, ein sozialistisches oder sozialdemokratisches vereintes Deutschland zu formen, das von einem sozialistisch dominierten Europa umschlossen werde. Dieses Ziel gedachte er in zwei Schritten zu erreichen. Das Nahziel sah er in der Bildung einer Großen Koalition, die er lange vorausgeplant hatte, die 1966 zustande kam. Mit Hilfe einer solchen Koalition, die immer sehr lästig ist, wollte er erreichen, daß die SPD eines Tages allein regierte oder in einem Kabinett die Mehrheit bildete. Nachdem 1969 gewählt worden war, hätte Wehner lieber an einer großen Koalition als an einem sozial-liberalen Kabinett, das seinem Willen zuwiderlief, festgehalten. Gleichwohl hat er sie selbstverständlich mitgetragen.

Horst Ehmke:

Ich wundere mich, wie akademisch die Diskussion über einen Mann

geführt wird, der so unakademisch war wie Herbert Wehner. Peter Burmester hat recht: Die Mehrheit unserer Landsleute hielt den Kommunismus für schlimmer als den Nationalsozialismus. Die Furcht des deutschen Bürgertums vor der Linken hat nicht nur unsere Geschichte, sondern auch deren Bewertung bestimmt. Niemand hat sich aufgeregt, als der Kommentator der Nürnberger Gesetze - der sie nicht gerade in einem projüdischen Sinne interpretierte - Staatssekretär bei Adenauer werden konnte. Aber Wehner wird bis heute angegriffen. Obgleich er oft verleumdet worden ist, war er keine Lichtgestalt.

Wenn wir an Wehners Jugend, an die Verhältnisse, unter denen er aufwuchs, an die Weimarer Republik denken, erstaunt es mich nicht, daß sich dieser Mann damals für das Lager der Revolution, nicht für das der Reform entschieden hat. Darüber hinaus dürfen wir auch nicht so tun, als ob die deutsche Sozialdemokratie die Erfolgsstory der Weimarer Republik gewesen sei. Der Bruch, den Wehner mit dem Kommunismus und dessen Ideen vollzogen hat, erscheint mir völlig echt. Daran habe ich überhaupt keinen Zweifel. Der Streit entzündete sich in der Partei an den Methoden. Und es waren ja nicht nur die Konservativen, die Wehner verleumdet oder kritisiert haben. Er stieß auch in der SPD auf heftigen Widerstand. Wo viel Rauch ist, ist auch viel Feuer.

Wehner stellte einen Machtmenschen dar. Hierin liegt das Problem. Er gehörte einer Partei an, die sich traditionell der Macht enthalten und sich pseudorevolutionärer Sprüche bedient hatte. Ich glaube nicht an die Theorie, die die außenpolitische Lage in den Mittelpunkt seiner Überlegungen rückt. Als er sich einer Mehrheit sicher wähnte, hat er seine Vorstellungen, wie die SPD an die Macht gelangen konnte, ausgesprochen. Ich habe diesen Machtmenschen als unglaublich erschreckend empfunden.

Das Wort Zuchtmeister wird in dem Sinne verwendet, daß er der Partei etwas aufgezwungen hätte. Einen Zuchtmeister kann es jedoch nur geben, wenn es Leute gibt, die sich züchtigen lassen. Diejenigen, die sich darüber beschwerten, daß die SPD diesen Zuchtmeister akzeptiert hat, sollten sich einmal fragen, worauf es zurückzuführen ist, wenn ein solcher Zuchtmeister hingenommen wird. Ich habe mir von ihm niemals etwas bieten lassen, weshalb ich von ihm immer mit Respekt

behandelt worden bin. Leute, die sich ihm beugten, verachtete er. Und er war auch autoritär.

Wie Wehner mit Brandt in Moskau umgegangen ist, war für mich unerträglich. Das war kein Ausrutscher. Wehner glaubte, Bonn erfülle die Ostverträge nicht mit Leben, nachdem es sie geschlossen hatte. Ich bin zu Brandt gegangen und habe ihm gesagt: „Wenn du jetzt nicht darauf bestehst, daß er den Fraktionsvorsitz abgibt, ist das dein Ende.“ Es bedeutete sein Ende. Er ist anderen Ratschlägen gefolgt. Selbst wenn Wehner recht gehabt hätte, darf man sich solcher Mittel nicht bedienen, um eine Partei zusammenzuhalten. Aber das war natürlich auch ein Bühnenstück.

Der Mann war ein Vulkan. Er war Fundamentalist geblieben, obwohl er dem Kommunismus abgeschworen hatte und überzeugter Sozialdemokrat geworden war. Ich kenne keinen anderen Politiker in Deutschland, der sich in diesem Maße für die Politik und für die Menschen eingesetzt hat wie Herbert Wehner. Aber er hatte auch Schattenseiten. Wenn er meinte, es sei unglaublich, was die Partei beschlossen habe, entschloß er sich zum Alleingang, auch zur Provokation. Aus diesem Grunde war er auch immer so umstritten in der Partei. Ich denke, wir sollten ihn nehmen, wie er war. Wir sollten in ihm einen der Großen der deutschen Politik, einen ungewöhnlichen Mann mit Licht- und Schattenseiten sehen. Diskutierten wir jedoch auf akademische Weise über ihn, täten wir ihm unrecht.

August Hermann Leugers-Scherzberg:

Wir müssen herausfinden, Herr Ehmke, wie Wehner politische Entscheidungen begründete. Hierfür hat er Analysen angefertigt, die der Fraktion vorlagen. Sie waren damals deren Mitarbeiter. Ich habe mich bemüht, herauszubekommen, wie er seine Entscheidungen begründete. Sie meinen, eine akademische Debatte helfe nicht weiter. Wir müssen jedoch versuchen, so scheint mir, mit den Mitteln der Wissenschaft ein objektives Bild zu gewinnen. Jeder, der der SPD angehört, hat ein anderes Bild von Wehner. Das kann ich mir nicht erklären.

Horst Ehmke:

Mir sagen Erfahrungen, die der eine oder andere mit Wehner über Jahre gemacht hat, weit mehr als Akten. Einer der großen Irrtümer der Historiker besteht darin, blind an Akten zu glauben, die zum Teil dafür geschrieben werden, daß sie hinterher in diesem Sinne ausgewertet werden.

Bernd Faulenbach:

Die Historiker pflegen jedoch ironisierend selbstkritisch zu sagen: Was nicht in den Akten steht, ist nicht in dieser Welt.

Annemarie Renger:

Was war Herbert Wehner für ein Mensch, was war er für ein Politiker? Wir werden es hier nicht klären, denn es ist nicht zu klären. Das möchte ich ganz einfach sagen. Ich habe ihn 1947 kennengelernt. Als ich ihn das erste Mal sah, war er mir sehr fremd und auch nicht sympathisch. Er ließ nur die an sich heran, die er an sich heranlassen wollte. Auf diese Weise ist er auch mit der Fraktion umgegangen. Diejenigen, die seinen taktischen oder strategischen Überlegungen nicht folgten, hat er heruntergemacht. Sie hat er auf eine Weise erniedrigt, daß sie sich fürchteten, noch einmal den Mund aufzumachen.

Herbert Wehner hat eine politische Erziehung erhalten, die in Maßen auch Unmenschlichkeit erlaubte oder erzwang. Eine solche Erziehung kann man wahrscheinlich nicht ablegen. Den Sozialdemokraten war sie völlig fremd; sie haben diese Sprache überhaupt nicht verstanden. Die Sozialdemokraten haben sich ein Bild von den Menschen gemacht. Und sie glaubten, es umsetzen zu können. Herbert Wehner glaubte es jedoch nicht. Im Gegensatz zu den Sozialdemokraten hielt er die Menschen nicht von vornherein für gut. Er sah, wie schlecht die Verhältnisse waren, und er wollte sie verändern, auch mit härtesten Mitteln. Diese Haltung war mir immer fremd.

Es gab Resolutionen, die hätte auch Adenauer billigen können. Sie kamen jedoch auf eine Weise zustande, die nicht immer alle verstanden haben. Und Wehner hat sich nicht einmal die Mühe gemacht, sie der eigenen Fraktion und Partei zu erklären. Weder über den Deutschlandplan noch über die Rede vom 30. Juni 1960 hat er die Fraktion oder die Partei informiert. Ich gehörte zu denen, die mit dieser Rede nichts anzufangen wußten, hatte jedoch den Eindruck, daß mit ihr das Ende der Wiedervereinigung Deutschlands eingeläutet worden sei. Dazu stehe ich noch heute. Aus der Konferenz der Außenminister und aus anderen außenpolitischen Ereignissen hat Wehner wahrscheinlich den Schluß gezogen: Die Wiedervereinigung ist entweder gar nicht oder erst in ferner Zeit auf eine ganz andere Weise zu erreichen. Daher versuchte er, für die SPD eine neue Position zu finden, sie aus der Opposition herauszuführen. Sie sollte mit der CDU, die in den letzten Jahren Adenauers ausgeblutet war, regieren, um eines Tages mehr zu überzeugen und die besseren Leute zu haben als die CDU. Wir hatten natürlich gute Leute, Erler und Brandt zum Beispiel. Wehner hat Brandt jedoch nicht für einen so großen Mann gehalten, wie er heute dargestellt wird. Das kann ich gut verstehen. Sie gingen auf ganz unterschiedliche Art und Weise an die Politik heran.

Ich hatte die große Ehre, damals Bundestagspräsidentin zu sein und die Delegation zu leiten, die nach Moskau flog. Mit den Ereignissen in Moskau bin ich bis heute nicht fertig geworden. Ich bin nicht damit fertig geworden, daß ein Mann wie Herbert Wehner nach Moskau kam und die Kommunisten vor ihm auf den Knien lagen. Da kam ein Mann, den sie eigentlich für einen Renegaten hielten. Sie sahen ihn jedoch als einen Missionar - womöglich eines neuen Kommunismus - an, der eine unbeschreibliche Autorität besaß. Nachdem Wehner die Worte über Brandt gesprochen hatte (Der Herr badet lau), glaubte ich, die Welt gehe unter und die Fraktion werde aufschreien, wenn er zurückkomme. Lediglich Rappe und eine Frau wagten es indes, sich überhaupt zu Wort zu melden. Alle anderen, auch Helmut Schmidt, der spätere Bundeskanzler, haben es hingenommen und geschwiegen. Diese Haltung ist sehr schwer zu verstehen.

Auch für Kurt Schumacher war klar, daß sich Wehner vom Kommunismus abgewandt hatte. Er blieb jedoch ihm gegenüber reserviert.

Schumacher meinte, Wehner dürfe die SPD nicht führen, da er sich politischer Methoden bediene, die zur SPD nicht paßten.

Susanne Miller:

Ich möchte etwas zu den Methoden sagen, deren sich Herbert Wehner bediente. Einige Monate nach dem Godesberger Parteitag sagte mir ein prominenter Sozialdemokrat: „Man kann ein sozialdemokratisches Programm nicht mit kommunistischen Methoden durchsetzen.“ Es entsprach einer weitverbreiteten Stimmung, daß diese Methoden dem Programm und dem Wesen der Sozialdemokratie unangemessen waren.

Wehner war kein Akademiker, in gewisser Weise jedoch ein Intellektueller. Wir müssen uns mit der Frage auseinandersetzen, was für ihn in der Politik Vorrang hatte. Was hat ihn an der Sozialdemokratie überhaupt besonders interessiert? Warum stand er treu zu ihr? Warum wollte er dieser SPD zur Macht verhelfen? Diese Fragen werden uns noch lange zusetzen, denn Wehners Weltbild ist nicht einfach darzustellen. Gewiß enthält es eine soziale und eine menschliche Komponente, gewiß wollte er den Unterprivilegierten zu ihrem Recht verhelfen. In Gesprächen mit Schumacher, an denen ich teilnahm, stellte er die Frage: „Was geschieht mit den Menschen, die in der damaligen DDR oder sowjetisch besetzten Zone leben, die von dort fliehen wollten?“ Ob er der Wiedervereinigung alles andere unterordnete, weiß ich nicht. Wir müssen uns aber mit der Frage auseinandersetzen, wofür er die Macht erlangen wollte.

Rudolf Morsey:

Einiges, was Sie gesagt haben, Herr Ehmke, leuchtet mir ein. Die Partei hat unter ihm ebenso gelitten wie die Union unter Adenauer. Andererseits hat Wehner unter seiner Partei gelitten, und zeitweise wollte er die Brocken hinwerfen. Für die Partei war es schwierig, ihm immer zu folgen, weil er seine Ziele nicht immer deutlich genug zum Ausdruck brachte oder zu bringen verstand. Hierin unterschied er sich von Adenauer, der vor allem in Wahlkämpfen klar sagte, was er wolle.

Frau Miller hat das richtige Wort verwendet: Er war ein Intellektueller par excellence, vermochte es jedoch seiner Klientel nicht deutlich zu machen. Es setzt doch in Erstaunen, daß ein Mann, der aus dem Arbeitermilieu stammt, eine so ungewöhnlich breite Allgemeinbildung hat, sich in der Literatur und Musik auskennt und sieben oder acht Sprachen beherrscht.

Ich möchte noch seine Religiosität in die Diskussion einbringen. Sie spielt vermutlich eine größere Rolle, als in den bisherigen Biographien angenommen wurde. Wehner hafteten hin und wieder wehleidige Züge an, und im Advent wurde er melancholisch. Wollte man Wehner auf einen Nenner bringen, müßte man ihn ein politisches Urgestein heißen. Ein Mann solcher Art muß mit seiner Umwelt in Streit geraten.

Greta Wehner:

Wofür drängte Herbert Wehner nach der Macht? Meiner Meinung nach arbeitete er auf eine Große Koalition hin, um die Arbeiter mit dem Staat auszusöhnen, um eine breite Demokratie auszubilden. Allein in der Demokratie sah er die erträgliche Lebensform eines Volkes. Immer zählte es zu seinen Grundsätzen, breite Schichten der Bevölkerung für die Politik zu interessieren, sie zu bewegen, an den Wahlen teilzunehmen.

Bernd Faulenbach:

Herbert Wehner war ein leidenschaftlicher Parlamentarier, sicher auch ein großer Organisator, nicht jedoch ein Theoretiker. Gleichwohl vermochte er, konzeptionell zu arbeiten und zu denken. Hierfür spricht zum Beispiel der Deutschlandplan, den er 1958/59 entwickelt hat. Können wir in den verschiedenen Phasen der Deutschlandpolitik von einer eigenständigen Position Wehners ausgehen? Wenn wir Egon Bahr glauben, dann ist die neue Ostpolitik zunächst mehr oder minder an Herbert Wehner vorbeigegangen, und er hat erst in einer späteren Phase an ihr mitgewirkt. Offenkundig engagierte sich Wehner in den fünfziger Jahren insbesondere in der Deutschlandpolitik. Mit dem Deutschland-

plan, der in der Partei nicht unumstritten war, hoffte er, auf der anderen Seite eine Reaktion hervorzurufen. In den sechziger Jahren vertrat er ebenfalls eigene Positionen, die - wie in der Folgezeit - nicht immer mit der von Willy Brandt übereinstimmten. Wie ist Wehners Rolle in den 70er Jahren zu beurteilen?

Heinrich Potthoff:

Zuerst möchte ich über das Jahr 1973 sprechen. Im Frühjahr zeichnete sich ab, daß die Deutschlandpolitik ziemlich festgefahren war. Egon Bahr war zutiefst enttäuscht, da sein Versuch fehlgeschlagen war, humanitäre Dinge durchzusetzen. Michael Kohl hatte ihn hereingelegt. Er hatte Bahr eine Liste präsentiert, die in die Tat umgesetzt werden sollte, sobald die Unterschrift geleistet sei. Kohl hielt sich jedoch nicht daran.

Am 31. Mai 1973 fuhren Herbert Wehner und Mischnick nach Ost-Berlin zu Honecker, wovon Brandt lange vorher unterrichtet worden war. Dieser Besuch hat nicht nur im humanitären Bereich einen Anstoß gegeben. Er hat auch in konzeptioneller Hinsicht einen neuen Weg gewiesen: Wehner nutzte die gemeinsamen Erlebnisse im Saarland 1934 aus, um mit der Nummer eins der DDR direkt zu verhandeln. Er vermied den Umweg über Moskau, den Egon Bahr gewählt hatte. Sodann rief die Idee von Egon Bahr, das Umweltbundesamt nach Berlin zu verlegen, den entschiedenen Widerstand der Sowjetunion und der DDR hervor. Sie schalteten auf Blockade um, die sich im November 1973 in der Erhöhung des Zwangsumtausches um das Doppelte widerspiegelte. In dieser Situation legte Wehner ein Memorandum vor, nachdem er Brandt in Moskau angegriffen hatte. Der Angriff, den Wehner in Moskau gegen Brandt gerichtet hatte, weist auf die Brutalität, die seinen Methoden eigen sein konnte. In dieser Zeit leitete ihn die Überzeugung, Brandt solle als Bundeskanzler abgelöst werden. Diese Ansicht teilten viele Sozialdemokraten, die mit Brandt eng zusammenarbeiteten. Im Sommer, im Frühherbst 1973 meinten sie, er fülle sein Amt nicht mehr aus. Nachdem Wehner Brandt in Moskau angegriffen und das Memorandum vorgelegt hatte, schloß sich Brandt nicht der Position Bahrs, sondern derjenigen Wehners an. Wehner vertrat eine

andere Konzeption in der Deutschlandpolitik. Über Wolfgang Vogel gedachte er, vertrauliche Kontakte zur Nummer eins der DDR herzustellen, um mit ihm zu kooperieren und etwas zu erreichen. Brandt hat diese Konzeption sogleich aufgegriffen. Viele Botschaften gingen hin und her, die Egon Bahr eigentlich auch kennen mußte. Daher vermag ich nicht zu verstehen, wie er einige Ereignisse dargestellt hat.

Bis in die achtziger Jahre hinein hatte Egon Bahr an der operativen Deutschlandpolitik keinen Anteil mehr. Seine Rolle übernahm Herbert Wehner, der über Wolfgang Vogel verhandelte und sich zunächst mit Willy Brandt, sodann mit Helmut Schmidt abstimmte. Diese Deutschlandpolitik gründete auf einen anderem Ansatz. Ihr Ziel bestand nicht darin, lange über ideologische Differenzen oder über die deutsche Nation zu debattieren, sondern auf pragmatische, nüchterne Weise die DDR zu bewegen, gegen finanzielle Leistungen der Bundesrepublik Reiseerleichterungen, einen Ausbau der Verkehrswege nach Berlin und dessen Sicherung verbindlich zuzusagen. Diese Strategie führte zum Erfolg. Deren Modell bildete sozusagen die interne Verhandlungsabrede von 1974, wo diese Punkte festgehalten wurden: Der Mindestumtausch wird wieder zurückgenommen, und die Rentner werden von ihm befreit. Weitreichende Reiseerleichterungen treten in Kraft. Es wurde ein Ausbau der Verkehrswege nach Berlin ausgehandelt, nachdem sich die Bundesrepublik bereit erklärt hatte, den Swing nicht zu erhöhen, sondern ihn auf dem bisherigen Stand zu belassen und eine Obergrenze festzusetzen. Diese Strategie hatte zwei Seiten: Einestils lief sie darauf hinaus, finanzielle Leistungen für Verbesserungen auf humanitärem Gebiet anzubieten; andernteils sah sie vor, nicht mehr den Umweg über Moskau zu suchen, sondern direkt mit der Nummer eins der DDR zu verhandeln. Diese Strategie wurde in den siebziger und achtziger Jahren verfolgt. Sie war erfolgreich, obwohl sich ihr Moskau und das Politbüro widersetzten. Wehner verfolgte diese Strategie, und Helmut Schmidt hielt an ihr bis 1980 fest, bis in eine Zeit, in der sich die internationalen Gegensätze verschärften, wofür Moskau die Verantwortung trug. Es kam zu den Ereignissen in Polen, und letzten Endes wurde Honecker angeschwärzt, daß er die DDR an die Bundesrepublik verkaufen wolle. Wehners „Kanalpolitik“ hatte insofern einen konspirativen Charakter, als er überwiegend lediglich die Positionen der DDR referierte, ihnen jedoch nicht widersprach, als er ihnen eher Sym-

pathie als Abneigung entgegenzubringen schien, als er den Stil und den Duktus der DDR übernahm. Allein diese Politik hat die innerdeutschen Beziehungen vorangebracht, nachdem der Grundlagenvertrag abgeschlossen worden war. 1974 war sie erfolgreich, noch mehr aber 1980, als es beinahe gelungen wäre, eine Herabsetzung des Reisealters um fünf Jahre zu erreichen.

Diese Politik widerspiegelt folglich einen völlig anderen konzeptionellen Ansatz. Insofern halte ich die Ansicht für falsch, Wehner habe nicht konzeptionell gedacht. Ziele ließen sich am leichtesten erreichen, wenn man direkt mit der Führung der DDR verhandelte, wenn man auf eine deutsch-deutsche Karte setzte, woraufhin Honecker im geheimen von einer deutsch-deutschen Freundschaft sprach. Der Ansatz von Bahr und die Strategie, die Wehner verfolgte, die Brandt und Schmidt aufgriffen, hoben sich grundlegend voneinander ab. Wehners Politik, Moskau zu umgehen und einzig mit der DDR zu verhandeln, erwies sich in dieser Zeit als am vernünftigsten und erfolgreichsten. Das Bild, das wir uns von der Ost- und Deutschlandpolitik der SPD machen, wird am stärksten von Willy Brandt und Egon Bahr, folglich von Akteuren bestimmt, die die Verträge mit Moskau und Warschau, gleichermaßen den Grundlagenvertrag zustande gebracht, die die erste Phase der Ostpolitik mehr als andere gestaltet haben. Unbewußt hat sich in unseren Köpfen festgesetzt, daß sie die einzige Art von Deutschlandpolitik gewesen sei. Die Deutschlandpolitik, die sich an deren erste Phase anschloß, die Erleichterungen zur Folge hatte, ist nicht in unser Bewußtsein gedrungen.

Bernd Faulenbach:

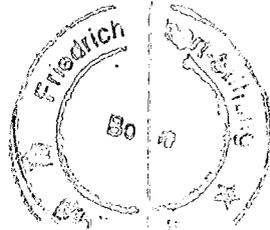
Der Ansatz der „neuen Ostpolitik“ von Brandt und Bahr läuft darauf hinaus, mit Moskau ein bestimmtes Rahmenabkommen abzuschließen, um Bewegung in die deutsch-deutschen Beziehungen zu bringen. In der Phase, auf die soeben Heinrich Potthoff eingegangen ist, hat Bahr bei den deutsch-deutschen Verhandlungen wiederum den Weg verfolgt, Verträge zustande zu bringen, während Wehner vielmehr konkrete Fragen erörterte und zu lösen versuchte. Die grundsätzliche Frage lautet jedoch: Hatte Wehner von den 50er Jahren an eine eigene Konzeption

im Hinblick auf die Deutschlandpolitik? Hat Wehner, Herr Leugers-Scherzberg, durchweg den Versuch unternommen, eine besondere deutsch-deutsche Schiene herauszubilden, auch gegen Erler, der Moskau stärker einbeziehen wollte, auch gegen Brandt und Bahr? Durchzog diese Überlegung seine Politik?

August Hermann Leugers-Scherzberg:

Es fällt schwer, zu entscheiden, ob es in der Deutschlandpolitik eine Kontinuität gegeben hat oder nicht. Denn deren Rahmenbedingungen haben sich von 1949 bis 1989 grundlegend verändert. In Wehners Rede vom 30. Juni 1960 spiegelten sich die Erkenntnis, daß die Wiedervereinigung für lange Zeit nicht möglich sein werde. Anfang 1960 zitierte er den amerikanischen Außenminister Herter, der gesagt hatte: „Die Wiedervereinigung Deutschlands wird nur in Generationen zu erreichen sein.“ Dieses Zitat drückte Wehners Überzeugung aus. Hieran knüpft er die Idee, daß die Demokratie in der Bundesrepublik Deutschland gefestigt werden müsse, bis die Wiedervereinigung irgendwann erreicht werden könne. Ich erkenne in der Politik Wehners eine Kontinuität. Bereits 1949 tritt er in einem Memorandum für Kurt Schumacher dafür ein, mit leitenden Personen in der DDR Kontakt aufzunehmen, um auf sie im sozialdemokratischen Sinne Einfluß zu gewinnen.

Der Streit, der 1973 aufbrach, ist konzeptioneller Art. Wehner war nicht der Ansicht, daß es in der Weltpolitik ein besonderes deutsch-deutsches Verhältnis geben müsse. Er ließ sich aber von dem Grundsatz leiten: Wenn ich von einem Staat etwas will, der sich im Machtbereich der anderen Supermacht befindet, spreche ich direkt mit ihm. Folge ich diesem Grundsatz nicht, unterwerfe ich mich der Logik der Blockbildung. Ich gehe zur Vormacht und fordere sie auf, Druck auf den anderen Staat auszuüben, damit er handele. Die Logik der Blöcke vermag ich auf diese Weise nicht zu sprengen. Diese Überlegung spielt für Wehner eine entscheidende Rolle.



Dieter Pritzsche:

Ich bin kein Wissenschaftler. Ich stamme aus Sachsen und habe mich immer für die Deutschlandpolitik interessiert. Das strategische Ziel von Herbert Wehner sei es gewesen, sagte Herr Professor Morsey, ein sozialistisches oder sozialdemokratisches wiedervereinigtes Deutschland in einem sozialistisch geprägten Europa zu bilden. Wenn Sie damit sagen wollten, er sei für ein demokratisches Deutschland, für die Unterprivilegierten, für die Benachteiligten gewesen, weil er dieser Gruppe selbst angehört hatte, stimme ich mit Ihnen überein. Wenn Sie jedoch Wehner unterstellen wollen, was ich aus Ihren Worten herauszuhören glaube, seine Herkunft habe in seine Deutschlandpolitik hineingespielt, schließe ich mich Ihnen nicht an.

Hartmut Soell:

Von 1959 auf 1960 befand sich Wehner nicht nur mit Adenauer und der CDU sowie mit denen, die mit ihm die SPD anführten, im Wettbewerb. Er war auch Teil einer Gemeinschaft. Es gab die Frühstücksgemeinschaft, der Carlo Schmid und Fritz Erler angehörten. Sie reformierten von 1957 an in starkem Maße die Fraktion, und sie wirkten auf dem Stuttgarter Parteitag mit, die Reform der Organisation durchzusetzen. Wenn indes manche ausgeprägt linken Traditionalisten meinten, sie hätten Wehner gewählt, damit er die Partei in einem traditionell linken Sinne umforme, irrten sie sich. Ihn wählten insbesondere die jüngeren. Helmut Schmidt und andere gingen voran, um 1958 seiner Wahl zum stellvertretenden Parteivorsitzenden Bahn zu brechen. Nachdem die Spitze der Partei 1958/59 umgebildet worden war, entstanden mehrere Kommissionen, die sich mit der politischen Strategie oder der Reform der Organisation befaßten. Diejenigen, die sich mit der politischen Strategie auseinandersetzten, ihnen voran Erler und Brandt, hatten sich schon lange vor der berühmten Rede vom 30. Juni 1960 entschieden, sich mit der CDU über die Grundfragen der Außenpolitik zu einigen. Wehner hielt die Rede vom 30. Juni 1960 auch, um in diesem Wettbewerb bestehen zu können. Dieser bildete jedoch nicht den einzigen Faktor, der ihn dazu trieb. Auch die aktuelle Lage, insbesondere die Gipfelkonferenz, die im Mai 1960 gescheitert war, bewog ihn, diese

Rede zu halten. Wehner fürchtete, daß das Verhältnis zwischen Ost und West den Wahlkampf im Jahre 1961 - wie 1953 oder 1957 - entscheidend bestimmen würde und es wieder gelänge, die SPD als eine Partei darzustellen, die sich Moskau besonders gern unterwürfe oder zumindest einen neutralistischen Kurs steuere, was in jedem Fall Wähler von der SPD wegtreiben würde. Auch dieser Aspekt hat Wehner bewogen, diese Rede zu halten.

Einsame Beschlüsse oder Entscheidungen, die von der Partei im nachhinein sanktioniert worden sind, hat nicht nur Wehner gefällt, sondern auch Brandt, Erler und Schmidt taten es. Die Partei mußte dann wohl oder übel folgen. Im Angesicht der Demokratie, der ungeheuren Wettbewerbssituation, in der sich die SPD anderen politischen Parteien gegenüber befand, im Angesicht des internationalen Geflechtes, dessen Teil die Bundesrepublik seit ihrer Gründung war, konnten viele Dinge nur auf diese Weise vorangetrieben werden.

Im Monnet-Komitee hat Wehner von Anfang an intensiv mitgearbeitet. Den Vereinigten Staaten, deren kapitalistischem System, nicht aber deren Demokratie, stand er ablehnend gegenüber, noch mehr als Schumacher. Die andere Seite, die Sowjetunion, stellte für ihn selbstverständlich auch einen Faktor dar. Wahrscheinlich hatte es für Wehner in den Jahren nach 1945 die größte Bedeutung, eine unabhängige, demokratische Arbeiterbewegung zu formen, ob sie nun sozialdemokratisch oder demokratisch-sozialistisch war. Für Wehner, Erler und andere - auch für mich - sind das in dieser Zeit Synonyme. Eine unabhängige Arbeiterbewegung in Westeuropa stellte eine Konstante in seinem Denken dar. Ihr folgte er, als er sich gegen die KPD und gegen den Weltkommunismus entschied. Für die Bildung einer europäischen Gemeinschaft trat er ein, weil Europa nur in dieser Form als ein selbständiger Faktor gegenüber Amerika und der Sowjetunion bestehen konnte. Für wichtig hielt er es, die demokratischen Arbeiterbewegungen in diese Gemeinschaft einzubeziehen, damit sie in ihr mitwirkten. Dieses starke Motiv hat Monnet akzeptiert, wovon seine Memoiren zeugen. Seine Bekanntschaft mit Wehner, die Zusammenarbeit mit ihm hat er in seinen Erinnerungen, die Ende der siebziger Jahre mit einer Einleitung von Helmut Schmidt erschienen sind, sehr genau und subtil beschrieben.

Klaus Schönhoven:

Aus der Sicht von Betroffenen haben Horst Ehmke und Annemarie Renger das Verhältnis Wehners zur SPD beschrieben. Welches Verhältnis bestand eigentlich zwischen Wehner und der sich in den sechziger Jahren dramatisch wandelnden SPD, der Partei, die er in die Große Koalition hineingepeitscht hat? War er eigentlich ein Mann dieser neuen SPD? Ich meine, nein. Unter denen, die die berühmte Troika bildeten, hatte Wehner wohl den geringsten Zugang zu den neuen Wählerschichten, die die SPD für sich gewinnen mußte, wollte sie an die Grenze der Mehrheitsfähigkeit kommen. Er war ein Mann des Apparats, ein Mann der Disziplin, ein Mann, der nicht gern diskutierte, auch nicht in den Gremien der Partei. Ich habe gerades ein langes Protokoll gelesen, das den Parteirat im Jahre 1968 betrifft. In ihm fand eine heftige Diskussion statt, wie mit den Studenten und den Unruhen, die von ihnen ausgingen, umgegangen werden sollte. Wehner hielt eine Rede im Parteirat, in der er wenig Verständnis für den Protest der Jugend, aber auch für diese neue Partei zeigte, die erst diskutieren und dann beschließen wollte. Er stellte doch eher einen Mann dar, der machtbewußt und sendungsbewußt von oben Befehle gab und meinte, unten habe man zu parieren. Er stellte einen Mann dar, der in den siebziger Jahren dem Bild der Partei widersprach.

Rudolf Morsey:

Ich bin, hat Wehner einmal gesagt, ein illegitimes Kind dieser Partei. Daher fiel es ihm schwer, sich durchzusetzen. Er hat etwas getan, was seinerzeit in diesem Staat sehr wichtig war: Er hat Demokratie nicht mit Führungslosigkeit verwechselt. Er ist vorangegangen, um in der Fraktion, im Vorstand oder in anderen Gremien Mehrheiten zu gewinnen. Hier sehe ich eine vernünftige Entwicklung, die allerdings nicht von allen Politikern zu erwarten ist.

Die Wehner-Forschung steht in der Tat erst am Anfang. Aber im Verlauf der letzten Jahre ist Erler arg in den Hintergrund getreten. Es ist erstaunlich, wie sehr die Erinnerung an einzelne Persönlichkeiten, an einzelne Epochen für eine Zeit zurückgedrängt wird. Tagungen wie die,

die wir heute abhalten, dienen dazu, an sie wieder zu erinnern und auch eine Verbindung von Wissenschaft und Zeitzeugen herzustellen. Daß Historiker stärker auf schriftliche Quellen rekurren, ist selbstverständlich. Sie lassen sich aber, was auch heute deutlich geworden ist, durchaus korrigieren.

Bernd Faulenbach:

Ist Wehner in den sechziger und siebziger Jahren ein Vertreter der modernen, offenen SPD oder vielmehr ein Repräsentant der alten Arbeiterpartei?

Susanne Miller:

Wehner hatte, glaube ich, Zugang zu den Schichten, die infolge des Godesberger Programms gewonnen wurden, zu Schichten, die religiös gebunden waren. Und er zog sie auch an. Zu jungen Rebellen fand er jedoch keinen Zugang, ebensowenig zu der sich emanzipierenden Frauenbewegung. Sie waren ihm ziemlich fremd. Die Ansprüche und die Forderungen von Frauen, die mit ihrer traditionellen Rolle unzufrieden waren, haben bei Wehner gar keine Resonanz gefunden.

Ich glaube, wir sind uns alle einig: Die Wehner-Forschung bleibt ein Desiderat. Es gibt lediglich Ansätze. Wir dürfen Herbert Wehner nicht von den zahlreichen Intellektuellen absondern, die vorübergehend Kommunisten waren, die in der Kommunistischen Partei mitgemacht haben und deren Leben von diesen Erfahrungen geprägt worden ist. Es bedarf eines großen psychologischen Einfühlungsvermögens, um die innere Verfassung und Verletztheit dieser Menschen verstehen zu können. Ich kannte Arbeiter, die zeitweise Kommunisten waren. Als ihnen die Gewerkschaftspolitik der Kommunisten nicht mehr paßte, traten sie in die SPD oder in irgendeine der Gruppen über, die damals bestanden. Die Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei, so schien mir, hatte sie im Innern nicht berührt. Intellektuellen, nachdenklichen, sensiblen Menschen hingegen ging sie nahe. Am meisten beeindruckte mich die Rede, die Wehner zum Andenken an Leo Bauer gehalten hat. Ich

spürte, daß er nicht nur eine Rede für Leo Bauer hielt, der in der Todeszelle mit Kommunisten zusammengesessen hatte, später zur SPD übertrat und in ihr eine Rolle spielte. Sie betraf ihn auch selbst. Jedem, der sich mit Herbert Wehner intensiv beschäftigt, rate ich, diese Rede aufmerksam zu lesen und über sie nachzudenken.

Bernd Faulenbach:

Auf die Persönlichkeit Herbert Wehners, auf dessen Bescheidenheit, konnten wir nur wenig eingehen. Worauf führen Sie, Herr Leugers-Scherzberg, dessen Charisma, dessen Ausstrahlung zurück?

August Hermann Leugers-Scherzberg:

Wir könnten noch lange diskutieren, würden uns jedoch nicht auf ein einheitliches Bild Wehners einigen können. Es gibt viele Bilder Wehners. Ein amerikanischer Biograph hat einmal geschrieben: „Wehner, das ist das fortwährende Faszinosum.“ Niemand vermochte sich so recht ein Bild zu machen, was diesen Menschen ausmachte. Wehner blieb so für viele ein Geheimnis. Das Geheimnisvolle an ihm machte einen wesentlichen Teil seines Charismas aus.

Bernd Faulenbach:

Im allgemeinen sind wir Historiker nicht darauf bedacht, Mythen zu pflegen. In der Diskussion ist deutlich geworden, daß Wehner eine außerordentlich vielschichtige Persönlichkeit war.

Er war ein Mann, den Tatkraft und Machtwillen auszeichneten. Mehr als andere Sozialdemokraten war er ein Realist, der die Wirklichkeit zu verstehen suchte, um auf ihr seine Politik zu gründen.

Er war, wie mir scheint, vor allem auch ein Mann des sozialen Engagements. Er bemühte sich, Menschen konkret zu helfen, was seiner Anspruchslosigkeit entsprach.

Das deutsch-deutsche Verhältnis, die Zukunft Deutschlands und die Wiedervereinigung standen über Jahrzehnte im Mittelpunkt seiner Politik.

Wehner hatte jedoch auch Schattenseiten. Nicht selten bediente er sich autoritärer Methoden, um Ziele durchzusetzen. Indem er solche Mittel wählte, unterschied er sich von vielen Sozialdemokraten.

Aufs Ganze gesehen haben wir es mit einer ungewöhnlich farbigen Persönlichkeit zu tun; Persönlichkeiten seiner Art finden wir heute in der politischen Landschaft unseres Landes nur noch selten.